

A qu. 325. VI

. 31 .

N. qu. 325 VI, 31.

Rede Groningen

WEGE UND ZIELE

DER

ENGLISCHEN PHILOLOGIE.

R E D E

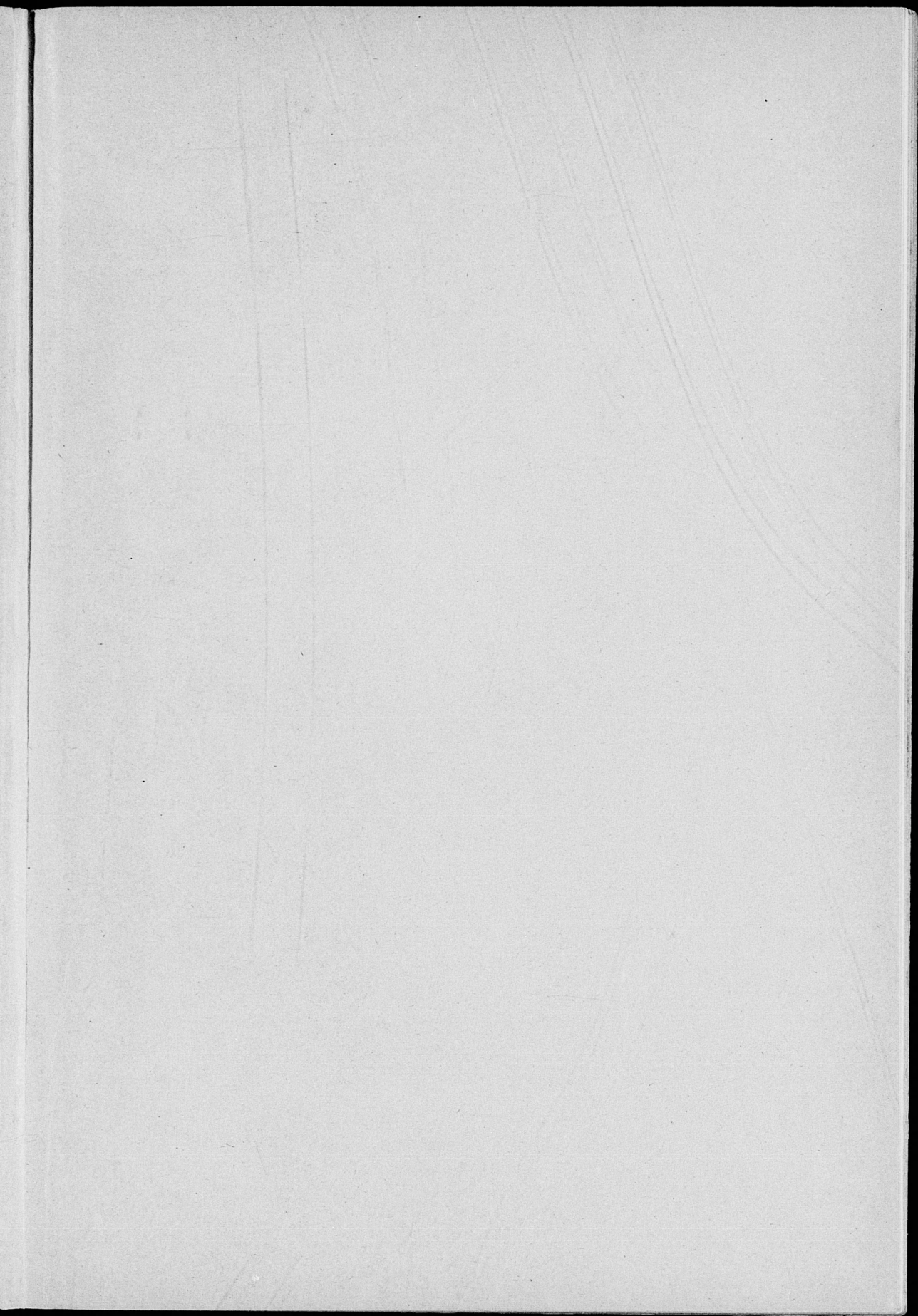
GEHALTEN BEI SEINEM AMTSANTRITT ALS PROFESSOR AN DER REICHESUNIVERSITÄT

ZU GRONINGEN, AM 13. MAI 1893,

VON

D^r. KARL D. BÜLBRING.

GRONINGEN, J. B. WOLTERS, 1893.



WEGE UND ZIELE
DER
ENGLISCHEN PHILOLOGIE.

Agg. 325, VI, 31

WEGE UND ZIELE

DER

ENGLISCHEN PHILOGIE.

R E D E

GEHALTEN BEI SEINEM AMTSANTRITT ALS PROFESSOR AN DER REICHUNIVERSITÄT

ZU GRONINGEN, AM 13. MAI 1893,

VON

D^R. KARL D. BÜLBRING.



GRONINGEN, J. B. WOLTERS, 1893.

RIJKSUNIVERSITEIT TE UTRECHT



1783 8446

Druck von J. B. Wolters.

HOCHGEEHRTE VERSAMMLUNG!

Nichts ist nötiger für mich, der ich im Begriff bin ein schwieriges und verantwortungsvolles Amt anzutreten, — an dieser Hochschule englische Sprach- und Litteraturkunde zu lehren — als dass ich mir gewissenhaft vergegenwärtige, welche Anforderungen mein Beruf an mich stellt; und nichts ist natürlicher, als dass ich, so weit es die kurze Gelegenheit und Ihre Geduld mir heute erlauben, auch Ihnen gegenüber meine Auffassung von meinem Fache darzulegen und wo nötig zu rechtfertigen wünsche: nicht nur damit diejenigen, die auf dem mir zugewiesenen Gebiete ihren Studien an dieser Universität obliegen wollen, erfahren, was und wie ich hier lehren werde; sondern namentlich auch um meinen verehrten Herren Kollegen, zumal den nächsten Fachgenossen, zu bekennen, wie ich mich mit meinen Vorlesungen in das System des akademischen Unterrichts einzufügen gedenke; ist es doch, wie für den Fortschritt der Wissenschaft, so auch für das Gedeihen des Universitätsunterrichts ausserordentlich wichtig, dass der innige Zusammenhang der durch die Personen der Forscher und Lehrer notwendig getrennten Gebiete, besonders der nächst verwandten, immer deutlich bewusst bleibe.

Dieses Bewusstsein eines grösseren Zusammenhanges und damit grösserer Aufgaben, glaube ich, kann ich heute nicht passender fördern als durch eine geschichtliche Darstellung der Entstehung und Entwicklung meiner Wissenschaft; und es wird mir dadurch zugleich die beste Gelegenheit gegeben, Rechenschaft darüber abzulegen, wie die englische Philologie es verstanden hat, die Erfahrungen der älteren Philologien sich anzueignen, und nun mit ihnen wetteifert in dem Streben nach ähnlichen oder gemeinsamen Zielen; in manchen Dingen, darf ich sagen, bereits mit dem besten Erfolge. Von der geschichtlichen Darstellung werde ich mir jedoch erlauben dürfen zwanglos abzuweichen, um um so besser die Natur und den Umfang, die Aufgaben und die Methoden meiner Wissenschaft erörtern zu können,

die in ihrer Art natürlich dieselben sind wie in den anderen Philologien. Überall aber werde ich Rücksicht nehmen auf solche Auffassungen, seien es nun überwundene oder noch bestehende, welche von derjenigen sich unterscheiden, die ich mir zu eigen gemacht habe.

Die englische Philologie als eine geschlossene, oder doch relativ geschlossene Wissenschaft ist eine Schöpfung erst der letzten Jahrzehnte, und ihr Name selbst ist, so viel ich sehe, nicht vor dem Jahre 1859 gebraucht worden ¹⁾. Bis dahin bildete sie einen noch nicht abgesonderten Teil der germanischen Philologie, wenn sie auch bereits einige ältere von dieser unabhängige, nicht unbedeutende Leistungen aufweisen konnte, die z. T. auf Einwirkung durch die klassische Philologie zurückzuführen sind. Die ersten Anfänge einer Erforschung des älteren Englisch fallen sogar in die Zeit der Reformation ²⁾.

Diese wurden zwar zunächst ausschliesslich durch rein praktische Gründe hervorgehoben; doch ist das damals eröffnete Studium des Angelsächsischen bis auf den heutigen Tag niemals unterbrochen worden.

Ganz im Gegensatze zu den Anschauungen der Neuerer unseres Jahrhunderts, die das Vergangene als unwiederbringlich und unerwünscht bei Seite schieben und ihre Blicke auf die erhofften Fortschritte der Zukunft heften, fanden die führenden Geister der Renaissance und Reformation ihre Ideale in längst verflossenen Zeiten, und ihr Bestreben war die alten Zustände wieder von neuem ins Leben zu rufen.

In solchem Sinne bemühten sich die protestantischen Geistlichen mit dem Erzbischof Matthew Parker an der Spitze eifrig, durch Veröffentlichung angelsächsischer Bibelübersetzungen, Predigten, Gebete und Glaubensbekenntnisse die Berechtigung ihrer neuen Lehren zu beweisen, und zu zeigen, dass die angelsächsische Kirche vor der normanischen Eroberung über die Priesterehe, das heilige Abendmahl, das Lesen der Bibel durch Laien und anderes dasselbe gelehrt hätte als sie; und Juristen, wie William Lambard, veröffentlichten die angelsächsischen Gesetze Ine's, Alfred's und anderer Könige zur Unterstützung der politischen Neuerungen ihrer Zeit.

¹⁾ Im Jahre 1859 spricht Bernhard Schmitz von der Englischen Philologie in seiner *Encyclopädie des Philologischen Studiums der Neueren Sprachen*. Er verbindet nur unglücklicherweise die englische mit der französischen Philologie, statt mit der deutschen.

²⁾ Sieh R. P. Wülker, *Grundriss zur Geschichte der Angelsächsischen Literatur*, 1885, S. 1 ff.

In zweifacher Hinsicht sind diese Bestrebungen von dauerndem Nutzen für die englische Philologie geblieben. Sie haben erstens zahlreiche kostbare Handschriften vor Vernichtung bewahrt, obgleich dennoch eine weit grössere Menge bei der Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. zu Grunde gegangen ist; und zweitens lieferten die Publicationen Material für die philologischen Forscher der Folgezeit.

Aus ihrer dienenden Stellung wurde die Erforschung des Angelsächsischen erst im folgenden Jahrhundert erhoben durch den wohl bekannten Franciscus Junius, der in der Schule der niederländischen klassischen Philologen gebildet war. Es war damals die Blütezeit der Polyhistorie, die ihren höchsten Glanz in dem grossen Scaliger, Casaubonus und Salmasius entfaltete und eine gewaltige Masse von gelehrtem Wissen zusammenbrachte, wenn auch wenig verarbeitete. Die germanischen Sprachen waren zwar auch schon gelegentlich mit in den Kreis der Forschung gezogen; aber Junius war der erste, der das Studium derselben zu einer Lebensaufgabe machte ¹⁾. Er zuerst betrieb die Erforschung des Angelsächsischen um der Sprache selber willen, und so war er auch der erste, der es wagte, den Gelehrten eine umfangreiche Sammlung angelsächsischer Gedichte gedruckt vorzulegen, über die in der Folge und bis auf den heutigen Tag viel gestritten worden ist. Keiner vor ihm konnte sich ferner der Kenntnis mehrerer altgermanischen Dialekte zugleich rühmen, und er zuerst hat sie verglichen. Sein etymologisches Wörterbuch des Englischen, das zwar erst geraume Zeit nach seinem Tode veröffentlicht wurde, blieb lange die Grundlage aller ähnlichen Erscheinungen auf dem Gebiete des Englischen. Die gebotenen etymologischen Versuche bestanden jedoch eigentlich nur im Raten, da Junius unterlassen hatte vorher geordnete grammatische Untersuchungen anzustellen ²⁾.

Diesem grossen Mangel wurde im 16. und 17. Jahrhundert, namentlich durch die verdienstlichen Arbeiten zweier Männer, des Engländers George Hickes und des Niederländers Lambert ten Kate, abgeholfen, die dem Beispiele des Junius folgend sämtliche altgermanischen Sprachen in den Kreis ihrer Untersuchungen zogen. In ihren grossen grammatischen Werken gaben sie nicht nur eine systematische Darstellung des überlieferten sprachlichen Materials, sondern stellten auch bereits die einander entsprechenden Formen der verschiedenen Mundarten vergleichend gegenüber. Und wenn sie auch noch nicht

¹⁾ Hermann Paul, *Grundriss der Germanischen Philologie*, 1889, I, 26 f.

²⁾ R. P. Wülker, *Grundriss*, S. 30. H. Paul, *Grundriss* S. 27. Bei Paul ist der Druckfehler 1773 statt 1743 zu verbessern.

unternahmen einen strengwissenschaftlichen Beweis für die Identität der Formen anzutreten, viel weniger ihre Übereinstimmungen oder Abweichungen zu erklären, so lieferten sie dennoch eine nicht zu verachtende Grundlage für die Erforschung der Etymologie.

Neben diesen grammatischen und etymologischen Untersuchungen war das im Zeitalter der Reformation geschaffene antiquarische Interesse für die Angelsachsen in England nicht erlahmt. Es wurde zunächst erheblich gestärkt durch das Beispiel der klassischen Polyhistorie, später durch die vaterländische Geschichtsschreibung; und die Veröffentlichung von angelsächsischen Texten schritt, wenn auch mit einigen Unterbrechungen, vorwärts. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhundert rückte dann eine damals auftauchende litterarische Geschmacksrichtung, die romantische, welche hauptsächlich durch Bischof Percy's *Reliques of Ancient English Poetry* (1765) verbreitet wurde, auch das spätere, ritterliche Mittelalter in den Vordergrund.

Thomas Warton schrieb seine noch heute unentbehrliche *History of English Poetry* (1774—81); Pinkerton, Ritson, George Ellis, Walter Scott, Weber und andere veröffentlichten Sammlungen von alten und neuen Balladen; eine grosse Anzahl von antiquarischen Gesellschaften namentlich förderten eine ungeheure Masse von Material aus allen Zeiten aus Licht. Und diese Bestrebungen setzen sich bis auf den heutigen Tag ungeschwächt fort. Alle angelsächsischen Texte sind bis auf geringe Ausnahmen jetzt gedruckt, und zum grössten Teil in genauen, zuverlässigen Ausgaben jedermann leicht zugänglich. Mit den späteren Werken ist man zwar noch nicht so weit; doch liegt dies nicht etwa an der Menge des Gedruckten, sondern an der Menge des überhaupt Vorhandenen. Für die Möglichkeit eines ausgiebigen historischen Studiums der englischen Sprache und Litteratur ist also in reichem Maasse gesorgt, wenn auch freilich nicht an unserer Göttinger Bibliothek. Aber wir haben den Trost, dass es nur auf die Bewilligung von einigen Geldmitteln ankommt; und die Fürsorge dafür den hochgeehrten Herren Curatoren recht dringlich aus Herz zu legen, darf ich mir wohl schon bei dieser Gelegenheit erlauben.

Die Veröffentlichung des Wortlautes der alten Werke ist jedoch nur eine Vorbedingung oder besten Falles der erste Anfang des philologischen Studiums: Worauf wir hinaus müssen, ist ein vollkommenes Verstehen und Erklären derselben.

Gross und mannigfach sind die Wandlungen, die der Auffassung dieser Aufgabe und der Mittel zu ihrer Lösung in den letzten dreihundert Jahren durchlaufen hat. Man begann mit sehr bescheidenen Ansprüchen und Versuchen, arbeitete häufig recht zweck- und planlos,

und lange hat es gedauert, bis man sich mit einem immer tiefer eindringenden Erkennen der Natur der Sache und darum immer höher gestellten Aufgaben zu einer zielbewussten, weitumfassenden, streng wissenschaftlichen Forschung aufschwang. In unseren Tagen hat man endlich Forderungen aufgestellt, die eng verwoben sind mit den letzten Fragen nach dem Wesen des menschlichen Seelenlebens überhaupt, und es ist im hohen Grade anregend und lehrreich den allmählichen Fortschritt der philologischen Wissenschaften bis zum Erfassen jener höchsten Probleme zu verfolgen.

Schon im sechzehnten Jahrhundert fing man, um zunächst den Wortlaut der Texte zu erklären, mit dem Zusammenstellen von angelsächsischen Wörterbüchern und Grammatiken an. Der schon gerühmte Franciscus Junius war dann der erste, der seinen Ausgaben erläuternde Anmerkungen und Parallelstellen beifügte, wie er das von seinen Lehrern, den niederländischen klassischen Philologen, gelernt hatte. Was die Textwiedergabe betrifft, so strebte er, wie übrigens auch die andern Herausgeber, angelsächsischer Texte, nach Genauigkeit. Es war daher ein gewaltiger Rückschritt, der lange Zeit die verderblichsten Folgen gehabt hat, als Bischof Percy und viele seiner Nachfolger die mittenglischen Romanzen und die späteren Volkslieder, statt sie wortgetreu zu veröffentlichen, willkürlich zurecht stutzten, eigene Erfindung hinzufügten, um sie dem Geschmacke des Publikums angenehmer zu machen. Erst in unserem Jahrhundert ist auch in Bezug auf diese Texte die unwissenschaftliche romantische Liebhaberei durch das Verlangen nach einer unverfälschten Erkenntnis des Überlieferten ersetzt worden.

Daneben ist einigermassen verwunderlich, dass den Werken Eines englischen Dichters, und zwar des grössten, dennoch schon vor mehr als 150 Jahren eine echt philologische Behandlung zu Teil geworden ist, und zwar nicht bloss eine hermeneutische, texterklärende, sondern auch eine textkritische. Diese Erscheinung ist um so bedeutungsvoller, als sie überhaupt die erste Textkritik der Werke eines modernen Schriftstellers war. Gezeitigt wurde sie durch die Entwicklung, die inzwischen die klassische Philologie genommen hatte.

Es ist allgemein bekannt, dass die mehrfach erwähnte polyhistorische Forschung in der klassischen Philologie am Ende des 17. Jahrhunderts, vorzüglich in England und in dem Niederlanden, abgelöst wurde durch eine kritische Beurteilung des bis dahin ziemlich kritiklos aufgespeicherten Stoffes ¹⁾. Ihren Höhepunkt erreichte diese

¹⁾ Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften*, 2. Aufl., S. 304 und 253.

bald zur Herrschaft gelangende Richtung in dem grossen englischen Gelehrten Richard Bentley (1662—1742), dem hervorragendsten kritischen Talente, das je gelebt hat. Er selber, der Begründer der modernen philologischen Kritik, versuchte sich auf Veranlassung der Königin Caroline auch an einem englischen Dichter und gab im Jahre 1732 Milton's *Paradise Lost*, kritisch heraus; aber alle seine Änderungen sind willkürlich und überflüssig, und z. T. sogar lächerlich ¹⁾. So verfehlt *dies* Bemühen war, so erfolgreich hatte kurz vorher ein anderer Engländer, Lewis Theobald, an Shakespeare's Werken Emenationskritik geübt.

Wenige Leser von Shakespeare's Dramen haben eine Ahnung davon, in welch trauriger Verfassung uns diese kostbaren Schätze erhalten sind. Sie sind gewissermassen sogar gegen des Dichters Willen auf uns kommen; wenigstens scheint er nicht das Geringste gethan zu haben, um sie der Nachwelt zu bewahren. Diese auffällige Thatsache erklärt sich daraus, dass zu seiner Zeit die dramatische Poesie überhaupt noch nicht für einen ebenbürtigen Zweig der bleibenden Literatur angesehen wurde ²⁾. Daher ist die Überlieferung von Shakespeare's Dramen voller Fehler der schlimmsten Art, und es hat der angestrengten Arbeit von fast zwei Jahrhunderten bedurft, um den lesbaren Text herzustellen, dessen wir uns jetzt erfreuen,

Schon vor Theobald war einiges in der Wiederherstellung des ursprünglichen Wortlautes von den beiden Dichtern Rowe und Pope gethan. Theobald aber war der erste, der mit strenger kritischer Methode dabei zu Werke ging, wie er sie in der Schule der klassischen Philologen gelernt hatte: Er verglich die alten Ausgaben untereinander und setzte die richtigen Lesarten wieder ein; er las Hunderte von gleichzeitigen Dramen und andern Werken, besserte falsche Stellen und erklärte dunkle Ausdrücke durch Parallelen; und auch ohne solche Unterstützung gelang es ihm zahlreiche scharfsinnige und zweifellos richtige Conjecturen zu machen. Dabei war die Sicherheit seines Taktes so gross, dass ein Kritiker in der *Quarterly Review* ihn jüngst nicht mit Unrecht als den Porson in der englischen Philologie bezeichnet hat.

Hunderte von verderbten Stellen hat Theobald auf diese Weise wieder hergestellt. In *Cymbeline* lautet die Überlieferung einmal *Fools are not mad folks* (II, 3). Diesen unvernünftigen Satz bessert er augenscheinlich richtig zu *Fools are not mad folks*. Oder, in den *Gentlemen of Verona* kommt vor (IV, 4) *Her eyes are grey as grass*.

¹⁾ Vgl. *Quarterly Review*, July 1892. S. 414.

²⁾ Karl Elze, *William Shakespeare*, S. 318.

Grass ist aber doch grün und nicht grau. Theobald bessert die Stelle durch Änderung eines einzigen Buchstabens und weist auf einen Satz aus Chaucer hin (*Her eyen grey as glass*): und Jederman ist sofort befriedigt.

Zahlreiche Kritiker haben seitdem Theobald's Arbeit fortgesetzt, aber wenige mit derselben Besonnenheit und kaum Einer mit gleich grossem Erfolge.

Auf andre als die Shakespeare'schen Werke ist die streng wissenschaftliche Hermeneutik und Kritik erst in diesem Jahrhundert ausgedehnt worden, hauptsächlich von deutschen Gelehrten. Und zwar hat sich diese Forschung dabei zu gleicher Zeit auch vielseitiger gestaltet. So hat man z. B. die Echtheit oder Unechtheit von ganzen Werken festgestellt, Fragen nach ihrer Abfassungszeit oder der Heimat des Dichters entschieden, bei Werken von mehreren Verfassern den Anteil eines jeden nachgewiesen; man hat ferner neben die Textkritik eine ästhetische Kritik gesetzt, die namentlich für das Verständnis Shakespeare's grossartige Erfolge gehabt hat; und vieles andre mehr könnte hier genannt werden.

Auch an Tiefe hat die Forschung zugleich gewonnen. Man begnügt sich jetzt schon lange nicht mehr damit, die einzelnen Erscheinungen zu beschreiben oder durch ähnliche zu beleuchten, sondern fragt überall nach ihren Ursachen und sucht ihr innerstes Wesen zu ergründen.

Diese Fortschritte hängen natürlich auf's Innigste zusammen mit der Entwicklung der Gesamtaufassung von der Philologie in den letzten hundert Jahren. Aber da ich von dieser Entwicklung im Folgenden werde ausführlich zu handeln haben, und da die Erweiterung und Verbesserung der hermeneutischen und kritischen Kunst dabei zugleich und von selber hervortreten wird, so brauche ich auf diesen formalen Teil der philologischen Wissenschaft nicht weiter vorab besonders einzugehen.

Bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts konnte sich die germanische Philologie keiner Leistung von Bedeutung rühmen, der ihre klassische Schwester nicht hätte eine entsprechende ältere entgegen stellen mögen. Damals aber vollbrachte ein deutscher Philologe eine That, die den Beginn einer neuen Epoche nicht nur für seine engere Wissenschaft sondern für die Philologie überhaupt bezeichnet. Ich meine natürlich Jacob Grimm, den Schöpfer der historischen Sprachforschung. Über seine Bedeutung hat ein berufenerer Mann als ich, mein hochverehrter Herr Kollege Symons, von dieser Stelle aus schon vor zwölf Jahren einmal zu Ihnen gesprochen, so dass ich einen grossen Teil von Ihnen nur an ganz Bekanntes erinnere und mich um so kürzer fassen darf.

Franciscus Junius, Hickes und Ten Kate hatten bereits lange vor Grimm auf die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen den altgermanischen Dialekten hingewiesen, und Grimm's Zeitgenosse Franz Bopp hatte kurz vor dem Erscheinen der *Deutschen Grammatik* für die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen einen wirklichen, methodischen Beweis erbracht. Keiner jedoch hatte die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten der Formen mit vernünftigen Gründen zu erklären versucht. Dies ist erst das unsterbliche Verdienst Jacob Grimms.

Schon Junius stellte in seinem Wörterbuch das griechische *εἶμι*, das lateinische *sum* und das gotische *im* neben einander. Bopp wies dann schlagend nach, dass alle drei im Grunde eine und dieselbe Form sind; auch dass sie sich aus zwei Elementen oder Wurzeln zusammensetzen, einer prädicativen mit der Bedeutung von *sein* und einer demonstrativen im Sinne von *ich* ¹⁾. Aber erst Grimm hat erkannt, dass die Verschiedenheit der Formen auf festen Gesetzen beruht, und er hat solche zuerst aufgestellt, und gezeigt, dass sie, wie die Gesetze in den Naturwissenschaften, durch erschöpfende Induction gefunden werden müssen. ²⁾

Noch deutlicher wird der gewaltige Fortschritt, den wir seinem Genie verdanken, wenn wir die deutschen und englischen Grammatiken des 16. bis 18. Jahrhunderts mit seinem Meisterwerke vergleichen. Sie alle sind in dem Wahne befangen, dass eine Sprache sich beliebig regeln lasse, dass alle Mannigfaltigkeit der Aussprache, alle die zahlreichen Besonderheiten der Satzbildung nur Ausartungen seien, die man durch Einführen und Durchführen strenger Regeln ausrotten könne und müsse; und dergleichen mehr. Jacob Grimm hat diese grundfalschen Auffassungen in die Rumpelkammer verwiesen und sie durch die Erkenntnis ersetzt, dass es im innersten Wesen der Sprache liege, sich stetig zu verändern, unaufhörlich neue Formen zu entwickeln und alte abzulegen: alles dies nach festen, der Sprache inne wohnenden, nicht von den Menschen willkürlich erfundenen Gesetzen.

In dieser Erkenntnis war ihm zwar Wilhelm von Humboldt vorgegangen, der bereits vor ihm verkündet hatte, dass die Sprache bis in die kleinsten Kleinigkeiten ein organisches Gebilde sei; dass sie nicht gemacht, sondern geworden, keine Kunst sondern ein Naturer-

¹⁾ Symons, B., *Jacob Grimm, de Schepper der Historische Spraakkunst*, Groningen, 1881, S. 16 ff.

²⁾ Symons, S. 16 und 17.

zeugnis sei ¹⁾. Grimm aber hat Humboldt's Gedanken erst durchgeführt. Am meisten stand er unter dem Einflusse des Juristen Friedrich Carl von Savigny, des Ausbauers der sogenannten historischen Rechtsschule, unter dem er in Marburg studiert hatte, und dem die *Deutsche Grammatik* auch gewidmet ist. Savigny's Lehre war, dass das Recht nicht vermittelst absichtlicher Überlegung von klugen Leuten gefunden, sondern instinktiv vom Geiste des Volkes hervorgebracht worden sei und sich innerhalb der allgemeinen Kultur desselben weiter entwickle ²⁾. Die Übereinstimmung hiermit von Grimm's Auffassung von dem Leben der Sprache springt sofort in die Augen. Und in demselben Geiste schaute Grimm auch auf die Poesie, auf deren Erforschung in der That anfangs sein Interesse ausschliesslich gerichtet war. Auch sie betrachtete er als etwas geschichtlich Gewordenes mit einer gesetzmässigen Entwicklung.

Grimm's Grammatik hat Deutschland zum Mittelpunkt der germanistischen Studien gemacht, und das ist es bis heute geblieben.

Die Forschung ist namentlich auf grammatischem Gebiete gewaltig fortgeschritten, hat eine ungeheure Fülle von Material gesammelt und geordnet, hat sich durch eine enge Verbindung mit der indogermanischen Sprachwissenschaft korrigiert und gefestigt, und ist, was das Wichtigste ist, noch viel tiefer in das Wesen der Sprache und ihrer Entwicklung eingedrungen. An alle diesen Fortschritten hat auch das Englische teil genommen.

Die bessere Einsicht kam namentlich in Folge einer genaueren Beobachtung der lebenden Sprachen. Vorauf gingen die verdienstlichen Untersuchungen von Deutschen und Engländern über die akustische Verschiedenheit der Sprachlaute und über die verschiedene Art ihrer Hervorbringung vermittelst der Sprachwerkzeuge. Ihre Resultate wurden von Wilhelm Scherer (1868) zuerst erfolgreich für die germanische Grammatik und von Alexander John Ellis ungefähr gleichzeitig (1869) für die Geschichte der englischen Sprache verwertet. Grimm hatte sich noch damit begnügt eine Buchstabenlehre zu schreiben; er war bei den geschrieben überlieferten Formen der Wörter stehen geblieben. Nunmehr versuchte man genauer in das Wesen der Veränderungen einzudringen. Man bestimmte die Lautwerte und Articulationen, für die die Schriftzeichen nur die Vertreter sind; erkannte hinter den Verschiedenheiten der Buchstaben die Wandlungen in der Thätigkeit der Sprachorgane; und wusste nun z. B.,

¹⁾ Symons, S. 18. Sieh auch Paul *Grundriss*, S. 47 und 48.

²⁾ Paul, *Grundriss*, S. 65.

dass, wenn aus angelsächsischem *sar* im Neuenglischen *sore* wird, die Verschiedenheit der Vokale in einer veränderten Articulation der Zunge besteht. Sie liegt nämlich beim *a* ziemlich flach innerhalb den unteren Zahnreihe, erhebt sich aber beim *o* mit einer Wölbung des hinteren Theiles ihres Rückens gegen den Gaumen. Nur der Einfachheit wegen sehe ich von einer Beschreibung anderer gleichzeitiger Verschiedenheiten, z. B. in der Weite der Mundöffnung, ab. Die Veränderung von *a* zu *o* besteht also hiernach in einer Verschiebung der Articulation einer oder mehrerer Sprachorgane, einer ganz allmählichen natürlich; denn obgleich wir nicht bezweifeln können, dass eine jede Sprache sich unaufhörlich verändert, merken wir doch an uns selber beim Sprechen nichts davon.

Bei dieser Betrachtung der Articulationen und Laute lösten sich viele früheren Schwierigkeiten von selber auf, indem sich bald ergab, dass in zahlreichen Fällen Verschiedenheiten der Schreibung in alten Texten doch nur einen Laut bedeuteten und in Wahrheit keine Unregelmässigkeiten vorlägen. Immer strenger konnte man nun Grimm's Princip von der Gesetzmässigkeit der sprachlichen Entwicklung durchführen, und im Jahre 1876 endlich proklamierte Leskien ausdrücklich die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, — eine Ansicht, die zwar zunächst einen heftigen Streit hervorrief, aber schliesslich ins allgemeine Bewusstsein übergegangen ist.

Auch seitdem hat man durch fortgesetzte genaue Untersuchungen der eignen Sprechthätigkeit, wie der Sprache im Munde der Gebildeten und Ungebildeten des eignen und fremder Länder, durch Versuche sogar mit eigens erfundenen und z. T. sehr sinnreich gebauten Apparaten nach und nach unsere Kenntniss von der Hervorbringung der Sprachlaute durch unsere leiblichen Organe noch gewaltig vermehrt und auch die akustischen Eigenschaften der verschiedenen Laute genauer erkannt. Und die englische Philologie darf sich rühmen, dass namentlich auf ihrem Gebiete diese Forschung sehr eifrig und erfolgreich betrieben worden ist. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass die gebildete Umgangssprache sowohl als die Dialecte keines Landes so genau untersucht sind als die Englands. Und ebenso stehen für die Theorie einer allgemeinen Lautphysiologie und Phonetik die Leistungen englischer Philologen in erster Linie. Es ist heute keine Gelegenheit dafür, auf diese Forschungen ausführlich einzugehen, und ein paar Andeutungen allgemeiner Art müssen genügen. Längst ist anerkannt, dass wir nur durch die allergenaueste Beobachtung unserer eignen Sprechthätigkeit und der anderer hinter die Geheimnisse der Sprachentwicklung kommen können. Analyse bis ins Kleinste und sorgfältigstes Bestimmen des Einzelnen ist daher das

erste Streben. Anstatt der zwei Dutzend Buchstaben des gewöhnlichen Alphabets hat man so bald eine unendliche Zahl von Lauten entdeckt, hat gefunden, dass z. B. das *e* in *net* und *bed*, oder das *o* in *knot* und *nod* im Munde derselben Person verschieden ist. Diese selben Wörter haben obendrein in verschiedenen Gegenden andere Aussprachen; ja ganz genau genommen artikuliert kein Mensch genau so wie ein anderer. Unsere Organe, die wir zum Sprechen gebrauchen, sind ja nicht ganz gleich gestaltet; und ausserdem können die höchst complizierten Bewegungen, die wir zur Hervorbringung der Sprache machen, nicht bei zwei Menschen haarscharf dieselben sein, und daher muss natürlich auch das Resultat, müssen die Laute verschieden ausfallen; von Verschiedenheiten im Sprechen des Einzelnen für jetzt gar nicht zu reden.

Es hat sich weiter ergeben, dass ein Wort wie *lad* oder *seat* nicht bloss aus drei verschiedenen Lauten besteht, sondern genauer betrachtet aus einer unendlichen Anzahl verschiedener Laute. Denn natürlich auch wenn die Zunge aus der Articulationsstellung des *l* in die des *a* und dann des *d* übergeht, dauert die Lautbildung fort, und zwischen dem *l* und *a* und dem *a* und *d* werden, obschon nur ganz kurze Zeit, eine Menge von Übergangslauten gesprochen, die nur in der Schrift nicht bezeichnet werden, und allerdings auch nicht bezeichnet zu werden brauchen. Uns kommt es aber im gegenwärtigen Augenblicke auf Hervorhebung der unendlichen Mannichfaltigkeit der Sprachlaute an, von der man sich gewöhnlich eine falsche Vorstellung macht.

Ferner ist erkannt, dass sich die Laute einer Sprache nicht so in einer anderen wiederfinden, sondern durch durchschlagende Eigentümlichkeiten von einander verschieden sind. Jede Sprache hat ihr eignes System von Articulationen; und was die Veränderungen in demselben anbetrifft, so geschehen sie nicht unabhängig von einander an einem oder einzelnen Punkten; vielmehr halten die Verschiebungen sich gegenseitig die Wage.

Weiter, aus dem Beispiel von *net* und *bed* geht hervor, dass kein Laut für sich betrachten werden darf, da seine Aussprache auch von seiner Nachbarschaft beeinflusst wird. So ist es auch mit den Wörtern. Auch für sie darf man bei einer isolierten Betrachtung nicht stehen bleiben; denn sie leben ja in Wirklichkeit nur in Sätzen, in der mannigfaltigsten Verbindung, und nehmen daher häufig verschiedene Form an. So stammt das Adverbium *off* und die Präposition *of* von derselben Grundform her.

Dies Beispiel weist uns auf den wechselnden Nachdruck hin, mit dem die Wörter im Satze gesprochen werden; denn das ist der Grund

der Verschiedenheit. Erinnern wir uns endlich noch der Unterschiede in der Modulation der Stimme, und in der Schnelligkeit der Rede, und halten wir alles Gesagte zusammen, so können wir uns wohl ein einigermaassen zutreffendes Bild von den Schwierigkeiten, oder doch einigen Schwierigkeiten machen, die dem Sprachforscher bei der Beschreibung einer lebenden Sprache entgegen stehen.

Schon der bis heute erzielte Erfolg hat aber einen gewaltigen Fortschritt der historischen Sprachstudien nach sich gezogen. Und von der Zukunft ist noch viel mehr zu erhoffen. Die gute Verwertbarkeit der physiologischen Thatsachen, die exacte Handhabung, die sie zulassen, rückt jedoch die Gefahr nahe, in den Irrtum zu verfallen, als ob die Sprachwissenschaft auf diese Weise ihre Aufgabe auch vollständig zu lösen im stande sei. Und es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo so namhafte Forscher wie August Schleicher und Max Müller, zugleich unter dem Einflusse von Darwin's Evolutionstheorie, die Sprache schlechtweg als ein Erzeugnis der physischen Sprachwerkzeuge behandelten, ihre lautlichen Veränderungen in letzten Grunde auf eine Entwicklung der leiblichen Organe im Darwinschen Sinne zurückführen zu können glaubten und die Sprachwissenschaft also gradezu zu einer naturwissenschaftlichen Disciplin gestalten wollten.

Namentlich zwei Männer, Hajjim Steinthal und Hermann Paul, haben das grosse Verdienst, diese unzulängliche, rein physiologische Auffassung durch eine bis zur Wurzel der Sprachentwicklung dringende Betrachtung ergänzt zu haben. Sie haben zur Evidenz bewiesen und ausgeführt, dass alle Veränderungen der Sprache ohne Ausnahme im Grunde psychischer Natur sind. Nicht in den leiblichen Organen, sondern in der Seele des Menschen sind die allgemeinen Ursachen der Entwicklung zu suchen.

Gehen wir zuerst auf das Einfachste, Nächstliegende, den Lautwandel ein. Eine Entwicklung kann sich nur an etwas Dauerndem zeigen. Was ist denn aber das Dauernde an der Sprache? Sicherlich nicht das ausgesprochene Wort: denn dies verfiegt im Augenblicke. Noch auch die Bewegung der Zunge, der Lippen u. s. w.: auch sie sind nur von der flüchtigsten Dauer. Vom geschriebenen oder gedruckten Worte gar nicht zu reden, das sich natürlich nicht entwickeln kann.

Da also nichts Materiales übrig bleibt, so mag Manchem gar nichts zu bleiben scheinen. Und es bleibt in der That nichts von der Art, wie die alltägliche Meinung die Sprache ansieht. Aber es giebt in uns etwas, was lebendig wirkt, diese Wörter hervorbringt, die zwar im Munde des Einzelnen immer dieselben zu sein scheinen, die aber, wie wir erfahren haben, im Laufe längerer Zeit sehr merklich verschiedene Gestalt erhalten.

Am besten beginnen wir damit, uns klar zu machen, wie wir das Sprechen erlernen. Augenscheinlich durch Nachahmung. Das Kind hört Wörter und macht Versuche sie ebenfalls hervorzubringen. Erst gelingt ihm das sehr unvollkommen, mit den Jahren spricht es richtiger, und endlich so wie ein Erwachsener. Wie im Einzelnen ist das aber vor sich gegangen? Jedes Kind ist gewohnt bei allerlei Anlässen zu schreien. Dabei kommen die Organe, die es später zum Sprechen braucht in Thätigkeit; und diese physische Bewegung ist verbunden mit einer psychischen Wahrnehmung, dem Bewegungsgefühl, wie Steinthal sie genannt hat, das sich natürlich aus um so mehr Teilempfindungen zusammensetzt, je complicierter die Bewegungen der Muskeln sind. Diese Bewegungsempfindungen hinterlassen eine dauernde Wirkung, eine Erinnerung, ein im Unbewussten haftendes Erinnerungsbild in der Seele zurück. Und es ist diesem Bilde eigen, dass es bei jeder Erneuerung derselben Bewegungsgefühle aufgefrischt und verstärkt wird und bei kleinen Abweichungen sich entsprechend verändert. Indem aber das Kind beim Schreien sich selber hört, entsteht zu gleicher Zeit auch von dieser Gehörempfindung ein Erinnerungsbild; und da die beiden Arten von Empfindungen immer gleichzeitig auftreten, so bringt das Kind sie in einen gewissen Zusammenhang, und es ist ihm so möglich, von Andern gehörte Laute oder Wörter nachzuahmen. Zuerst bringt es dies nur sehr unvollkommen fertig. Aber auf sein Ohr fallen nichts bloss die eignen Versuche, sondern immer wieder auch die Laute Anderer; und die Eindrücke beider vereinigen sich in seiner Erinnerung, und das Resultat ist immer eine Summe sämtlicher bisherigen Erinnerungsbilder, und zwar dergestalt, dass die Eindrücke der gleichen und sehr ähnlichen Laute sich so zu sagen übereinander legen und der letzte Eindruck immer der stärkste ist. So wird das Erinnerungsbild der gehörten Wörter allmählich verbessert; und gleichzeitig verbessert sich auch das Erinnerungsbild der Bewegungsgefühle der Sprachorgane, indem das Kind die Abweichung der Empfindungen seiner eignen Laute von denen der fremden spürt und zu beseitigen sucht, dadurch dass es anders artikuliert und seine Sprache der der Erwachsenen mehr und mehr nähert.

In diesen Erinnerungsbildern der Gehör- und Bewegungsempfindungen haben wir nun also etwas Dauerndes, Fortlebendes und Fortwirkendes, und hier ist die wahre Grundlage der Sprache. Nur durch die bleibenden Bilder der Bewegungsgefühle sind wir im Stande die frühere Thätigkeit der Sprechorgane immer wieder auszuüben, und die Lautempfindungsbilder geben dazu immer die Controlle ab, wie uns diese Wiedererzeugung gerät. In diesen beiden Arten von

Bildern müssen wir also auch die Ursachen für den Lautwandel suchen.

In wiefern sie veränderlich sind, geht z. T. schon aus dem Gesagten hervor. Dass erstens Wiederholung und Aufmerksamkeit sie verstärkt, ist nichts anders, als die bekannte Regel, die wir überhaupt bei gedächtnismässiger Einprägung befolgen. Dass abweichende neue Eindrücke die Erinnerungsbilder umgestalten und die letzten die meist bestimmenden sind, kann man ebenfalls häufig beobachten. So weiss Jedermann, dass Leute, die eine Zeit lang im Auslande gelebt und dort die fremde Sprache gesprochen haben, nach ihrer Rückkehr ihre Muttersprache mit einem gewissen fremden Accente zu sprechen pflegen. Und das ist selbst der Fall, wenn die beiden Sprachen keine Wörter gemeinsam haben. Daraus ergiebt sich der wichtige Schluss, dass die Erinnerungsbilder der einzelnen Wörter nicht getrennt im Gedächtnisse leben, dass nicht jedes für sich als alleinstehendes Ganzes darin aufbewahrt wird, sondern dass die Laute, die ein Wort ausmachen, auch eine gewisse freiere Stellung einnehmen; dass also z. B. das *ei* in dem englischen Worte *tale* und das *ei* in *lane* untereinander in Beziehung stehen; mit andern Worten, dass ihre Erinnerungsbilder zusammenliegen. Denn wie wäre er sonst möglich, dass viele Deutsche, die aus England zurückkehren, auch in ihrer deutschen Sprache statt des geschlossenen *e* z. B. in *Lehm*, das dem englischen *ei* am ähnlichsten ist, *ei* sprechen und *leim*, *tei*, *sei* statt *Lehm*, *Tee*, *See* sagen? — Sind wir aber eine Zeit lang wieder zu Hause, so verlieren sich diese kleinen, oder zuweilen auch grossen, Verschiedenheiten wieder, da unsere Erinnerungsbilder durch das, was wir von unserer Umgebung hören, allmählich wieder verändert, verbessert werden.

Aus dieser Betrachtung ist auch leicht ersichtlich, warum es für den, der nicht verlernen will, eine fremde Sprache, sage Englisch, in ihrer eigentümlichen Articulation zu sprechen, unumgänglich notwendig ist, dass er immer wieder in regen mündlichen Verkehr mit Engländern trete.

Die Veränderlichkeit der Sprache ist hiernach also erwiesen, und es ist auch gezeigt, warum die Sprache eines Einzelnen sich unter gewissen Umständen verändern muss, nämlich sobald seine Umgebung anders spricht als er.

Damit ist jedoch noch nicht erklärt, warum die Sprache sich auch verändert innerhalb einer von der Aussenwelt ganz oder ziemlich abgeschlossenen Gesellschaft, in der anfangs einer spricht wie der andre, wenn auch nicht ganz genau, was nach dem früher Gesagten ja überhaupt nicht möglich ist. Aber wie kommt es, dass auch

das Mittel der gesamten Aussprachen in solch einer Gesellschaft sich allmählich verschiebt? Hierüber sind wir, muss ich leider gestehen, noch sehr ungenügend unterrichtet. Das aber ist jedenfalls zuvörderst klar, dass eine Veränderung nicht eintreten kann, wenn bloss in einem oder wenigen Individuen Neuerungen sich einstellen; denn solche werden im Umgang mit der Majorität natürlich wieder verwischt. Es muss vielmehr eine Neigung nach einer bestimmten Richtung hin allgemein oder doch bei der Mehrzahl der Sprechenden zu gleicher Zeit vorhanden sein.

Unter den Ursachen, die auf diese Weise die Sprache verändern können, wird am häufigsten und, wie es scheint, mit dem grössten Recht die Trägheit oder Bequemlichkeit genannt, obgleich man auch hiermit noch zu keinem befriedigenden Schlusse gekommen ist. Doch scheinen Fälle, wie der Übergang von älterem englischen *betst* zu heutigem *best* oder *latst* zu *last* hierher zu hören ¹⁾; oder auch das Verschwinden des anlautenden *k* und *g* in Wörtern, wie *know*, *knee*, *gnat*, *gnaw*, wo die Schrift, wie gewöhnlich, noch die ältere Aussprache zeigt. Ausserdem sind Einflüsse des Klimas, der Lebensweise, und ähnliches urgiert worden; aber bisher leider ohne rechten Erfolg. Eher möchte ich glauben, dass Vergesslichkeit, Unfähigkeit des Gedächtnisses die Erinnerungsbilder deutlich und sicher wirksam festzuhalten, von leichter erkennbarer Bedeutung ist. Darauf weist unter anderm die bekannte Erfahrung hin, dass Personen, die ihr Gehör verloren haben, bald auch Schaden an ihrer Sprache erleiden. Bei ihnen beruht die Neuerzeugung des sprachlichen Ausdrucks auf Erinnerungsbildern, die von der Zeit des Taubwerdens an nur einseitig aufgefrischt werden durch das Bewegungsgefühl der artikulierenden Sprachorgane, ohne die kontrollierende Wirkung neuer Gehörsempfindungen; und daher geht die Sprachentwicklung, die in diesem Falle ein Verfall ist, mit ungehinderter Schnelligkeit vor sich.

Während aus diesem Beispiel der Wert der steten Eneuerung der Erinnerungsbilder des Gehörs so recht hervorgeht, mag auf der andern Seite hier hervorgehoben werden, dass die Gestaltung der Erinnerungsbilder der Bewegungen der Sprachorgane natürlich gänzlich abhängig ist von der physischen Beschaffenheit und Verwendbarkeit dieser Organe. Der physiologischen Forschung in Bezug auf ihre Articulation wird daher durch die Erkenntnis der psychischen Natur des Lautwandels in keiner Weise Eintrag gethan. Im Gegentheil tritt die Notwendigkeit der allersorgfältigsten Beobachtung der

¹⁾ Strong, Logeman und Wheeler, *Introduction to the Study of the History of Language*, 1891, S. 35.

Thätigkeit der Sprachwerkzeuge nur noch deutlicher hervor. So bleiben auch die Untersuchungen auf dem Gebiete der Akustik unentbehrlich. Zum Beispiel erklärt die grosse Ähnlichkeit der Laute des englischen *th* und *f* den häufigen Irrtum von englischen Kindern, *fing* statt *thing* zu sagen. Nur eine vollständige Klarlegung aller physischen Bedingungen der Spracherzeugung in der That wird uns dazu verhelfen, auch die letzten psychischen Ursachen für den Lautwandel aufzudecken. Alle die alten Aufgaben sind daher geblieben. Nur hat man jetzt klar erkannt, dass die Gründe für alle Sprachentwicklung tiefer zu suchen sind. Noch immer müssen wir eine Geschichte der schriftlichen Darstellungen der Sprachen von ihren ältesten Aufzeichnungen bis auf dem heutigen Tag geben; noch immer müssen wir hinter den Buchstaben nach den Lauten und Articulationen forschen; aber wir sind zu der Erkenntnis fortgeschritten, dass wir die Erklärung der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in seelischen Vorgängen zu suchen haben.

Um hier nur eins hervorzuheben, so hat dieser Fortschritt unserer Einsicht offenbart, warum der Lautwandel in der That mit absoluter Regelmässigkeit vor sich gehen muss. Die Hervorbringung jedes Lautes wird, wie gesagt, bewirkt vermittelt des Erinnerungsbildes der Bewegung der Sprachorgane. Wenn nun so ein Bild sich verändert, so muss der Einfluss sich natürlich auch in jedem Worte zeigen, worin der Laut sich unter denselben Bedingungen findet.

Nach diesen kurzen Erörterungen über die Vervollkommnung unserer philologischen Forschung in Bezug auf den Lautwandel, muss ich, um die Mannigfaltigkeit der grammatischer Probleme vor Augen zu führen, noch einige andere Erscheinungen beleuchten oder z. T. doch wenigstens kurz erwähnen.

Die Erinnerungsbilder der besprochenen beiden Arten machen natürlich nicht schlechtweg die psychischen Grundlagen des Sprachlebens aus. Das Gehörte und Gesprochene hat vielmehr auch einen Sinn. So verbinden wir, wenn wir das Wort *oak* hören, damit die Vorstellung einer Eiche. An sich hat selbstverständlich die Lautfolge diese Bedeutung nicht; sondern sie ist angelernt, in dem das Kind seine Wahrnehmung der sichtbare Erscheinung einer Eiche in der Seele mit der gleichzeitigen Wahrnehmung der hörbaren Laute verknüpft hat¹⁾. So hat es bei allen Wörtern allmählich den Sinn lernen müssen. Wie schwierig diese von uns allen ausgeführte Arbeit ist, davon haben wir gewöhnlich keine Vorstellung. Denken wir aber

¹⁾ Sieh Steinthal, *Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft*.

nur daran, dass wir in allen Fällen die Bedeutung eines jeden neuen Wortes in Wirklichkeit selber haben erfinden, erraten müssen. Kein Mensch kann uns irgend einen Sinn oder Gedanken einblasen. Was uns hilft, ist nichts als Sinneswahrnehmungen; die Vorstellung, die Bedeutung, die wir mit dem gehörten Worte verknüpfen, ist unsere eigene Schöpfung. Und nun wird gar derselbe Gegenstand einmal *oak* genannt, ein ander mal *tree*, oder auch *plant*. Dies hat sich unser Verstand dann mühsam zu recht zu legen. Und mit *tree* hört das Kind ferner auch die Birke, die Tanne, die Buche u. s. w. bezeichnen; und mit *plant* auch die Rose, das Gras u. s. w.; oder denken Sie gar an die vielen Bedeutungen solcher englischer Wörter wie *box*: einmal wird ein Kasten damit gemeint, bei einer anderen Gelegenheit eine Loge im Theater, oder der Sitz des Kutschers, oder ein Baum, oder ein *box on the ear*, u. s. f.; es kann aber auch verbale Bedeutung haben und dabei wieder Verschiedenerlei bezeichnen. Alles dies hat das Kind sich zusammen zu reimen. Es wird sich häufig, man kann sagen, fast immer anfangs eine falsche Vorstellung von dem Bedeutungsinhalt eines neuen Wortes machen. Spätere Erfahrung macht es auf seinen Irrtum aufmerksam, und es verbessert ihn. Und uns Erwachsenen geht es nicht anders. Schlage irgend jemand nur ein Buch auf über einen Gegenstand, über den er erst wenig oder noch nichts gelesen hat, und er wird alsbald gewahr werden, dass er sehr viel davon nicht gleich richtig, oder überhaupt nicht versteht. Oder wie wären sonst z. B. auch die Fremdwörterbücher nötig?

Auch die Bedeutungen der Wörter, die, wie wir nun sehen, nichts ihnen überhaupt Innewohnendes sind, die vielmehr nur in den Seelen von Einzelpersonen leben, sind also etwas Unstetes, Wandelbares. Auch für sie gilt, was für die Wortbilder im Gedächtnisse hervorzuheben war: dass sie die Summe aller vorangegangenen Erfahrung darstellen. Jede neue auf sie bezügliche Vorstellung verschiebt das Gleichgewicht des bereits Vorhandenen. Ist die Vorstellung eine gleiche Wiederholung, so wird das bestehende Gebilde gestärkt. Enthält sie Abweichendes, so wird das Alte darnach verbessert. Die letzte Vorstellung, die die Einzelseele mit einem Worte verbindet, ist immer die stärkste, und Eindrücke, die nicht erneuert werden, verblassen und hören auf zu wirken. So allein ist es möglich, dass eine ziemlich genaue Übereinstimmung der Wortbedeutungen bei allen Mitgliedern derselben Gesellschaft und ein Gedankenaustausch zwischen ihnen erzielt wird.

Wir sehen demnach, dass sich bei den Wortbedeutungen ein ähnlicher unaufhörlicher Wandel vollzieht wie bei den Erinnerungs-

bildern der Laute, und dass diese Entwicklung in Wirklichkeit ebenfalls nur in der einzelnen Seele vor sich geht. Ausser der Lautgeschichte haben wir also eine Bedeutungsgeschichte zu schreiben; wobei ich nur gleich betonen will, dass beide eng mit einander zusammen hängen, wie sich bald von selber ergeben wird.

Wir müssen nämlich noch weiter gehen in unserer psychologischen Betrachtung und sehen, wie die Wörter und Bedeutungen in unserer Seele aufgespeichert sind. Hierfür ist die Thatsache von grundlegender Bedeutung, dass überhaupt nichts unabhängig, unverbunden in unserer Seele existieren kann. Jede neue Vorstellung vielmehr verbindet sich sofort mit dem bereits vorhandenen Vorstellungsinhalt, und es entstehen Gruppen. Wir hörten schon, dass die Wörter sich nach ihren einzelnen Lauten und Articulationen ordnen, so dass also z. B. *ride*, *shine*, *smile* zusammentreten wegen des gleichen Vocals. Es gruppieren sich ferner solche Wörter wie *oak*, *fir*, *beech* wegen gewisser Uebereinstimmungen in ihrer Bedeutung; wir bezeichnen sie ja alle auch als *trees*. Alle Pflanzen ferner bilden weitere Gruppen. Bedeutungen oder Vorstellungen wirken aber auch noch anders. Denken wir an ein Haus, so erwachen auch die Vorstellungen seiner Teile, der Fenster, Thüren, des Daches, einzelner Zimmer; wir werden an die Personen darin erinnert, an unsere Erlebnisse, u. s. w. Alle diese Ideen sind also associiert unter einander, und damit auch die betreffenden Wörter. Und nicht bloss hängen Substantive so unter sich zusammen, sondern wir denken beim Hunde auch an's Laufen, Springen, Bellen u. s. w., was meist durch Verben ausgedrückt wird, und das Wort *dog* bildet also eine Gruppe mit *barks*, *howls*, *runs* u. s. w. Dann vereinigen sich wieder alle Adjective, Verben u. s. w. unter sich wegen ihrer verschiedenen Verwendbarkeit im Satze. So auch nach ihrer Biegungsfähigkeit: Wörter, die ein *s* anhängen können, treten zusammen, wie *trees*, *seas*, *he sees*, *God's*, gleichviel ob das *s* Plural-, Genetiv- oder ein Zeichen anderer Art ist: Unter sich jedoch formt die Bedeutung des *s* wieder entsprechend kleinere Unterabteilungen. Und so geschieht die Gruppenanordnung bis ins Unendliche ¹⁾.

Hierbei muss man natürlich wiederum bedenken, dass die Bildung der Gruppen ganz allmählich geschieht, und dass ihre Gestaltung auch abhängt von der Reihenfolge der in das Bewusstsein des Individuums eindringenden Vorstellungen. Und nach allem ist es selbstverständlich, dass jeder Mensch auf diese Weise einen für ihn eigentümlichen psychischen Sprachorganismus entwickelt. In die Thätigkeit dieser Organismen einzudringen, eine Entwicklungsge-

¹⁾ Sieh Paul, *Principien*, S. 30 ff.

schichte derselben zu geben ¹⁾), daraus die unendliche Verschiedenheit der physischen Produkte, die schriftlich fixierte und die gesprochene Sprache in all ihren alten und neuen Erscheinungen zu erklären, das ist heute die grosse Aufgabe der Sprachforscher. Dass sie wegen der unermesslichen Mannigfaltigkeit und immer fortschreitenden Veränderlichkeit ihres Objectes gradezu eine unendliche ist, kann nicht abschrecken; die Möglichkeit das Wertvollste, die allgemeinen treibenden Kräfte und die Gesetze der Entwicklung zu finden ist damit ja nicht abgeschnitten.

Um nun kurz genauer auf die Wirksamkeit jener psychischen Organismen von unendlich vielgestaltigen und durch einander greifenden Vorstellungsgruppen einzugehen, so kommt dass Sprechen dadurch zu stande, dass eine Vorstellung in ihrer Verbindung mit einer oder mehreren Gruppen ins Bewusstsein tritt und zugleich die motorischen Nerven der Sprechorgane vermittelt der Erinnerungsbilder früherer Sprachthätigkeit in Erregung setzt, so dass die Muskelthätigkeit der Sprechwerkzeuge zweckentsprechend erfolgt. Und zwar hängt der Verlauf der Vorstellungen im Bewusstsein und dementsprechend der Redefluss ab von der Stärke der bestehenden Beziehungen zwischen den Teilen der Gruppen und von den besonderen Bedingungen, die der augenblickliche Zweck des Sprechens mit sich bringt. Hiernach verstehen wir, was es heisst, was schon W. von Humboldt betont hat: dass das Sprechen immer ein fortdauerndes Schaffen sei ²⁾).

Für die Fortentwicklung der Sprache ist bei diesem Schaffen von den grössten Wirkung, dass beim Sprechen nicht bloss gedächtnismässig reproducirt wird, sondern auch neu gebildet. Die Bildung der Vorstellungsgruppen als solcher war ja schon selber immer ein Schöpfungsakt, da jeder für sich ohne Beihülfe von Aussen diese Arbeit vollbringen muss. Weiter aber wirken noch eine Reihe gleicher Verbindungen, z. B. des Präsens *ride* mit dem Präteritum *rode*, oder von *smite* mit *smote*, von *drive* mit *drove* als Muster für die Entstehung von neuen Formen. Weil nämlich das Präsens *smile* sich eng zu *ride*, *smite* und *drive* gesellt hat, so genügt die Verknüpfung des Ablautes *i* und *o* in so zahlreichen Fällen, um eine Bildung von *smole* zu ermöglichen ³⁾. Bei diesem Verbum ist eine solche Form zwar unüblich, dagegen ist sie bei *strive*: *strove* vollständig eingebürgert. Da dies Verb vom altfranzösischen *estriver* hergeleitet ist, so kann ihm ursprüng-

¹⁾ Paul, *Principien*, S. 33.

²⁾ Paul, *Principien*, S. 69.

³⁾ 1889 scherzhaft im *Pick Me Up* gebraucht: *He smole a smile*.

lich natürlich die germanische Bildung des Prät. durch den Ablant nicht zu.

Fälle solcher Neubildungen oder, wie der grammatische Ausdruck lautet, solcher Analogiebildungen, sind überaus zahlreich in jeder Sprache, und ihre Entstehung historisch und psychologisch zu erklären ist eine Hauptaufgabe unserer Forschung.

Wie auf dem Gebiete der Formenbildung der einzelnen Wörter zeigt sich die Wirkung der sprachlichen Vorstellungsgruppen im ausgedehnten Maasse auch in der Syntax. Hierher gehören namentlich die sogenannten Contaminationsbildungen. W. Besant schrieb einmal an einer Stelle ¹⁾: „She was not one of *those* who fear to hurt *her* complexion“, anstatt „*their* complexions.“ Eine solche Ausdrucksweise entsteht, indem zwei Vorstellungsgruppen sich im Bewusstsein mischen, oder besser gesagt, indem eine Vorstellung von einer andern, verwandten aus dem Bewusstsein verdrängt wird, ehe sie zum vollständigen sprachlichen Ausdruck gekommen ist, so dass der Satz in der Form des zweiten Gedankens vollendet wird. Bevor also die Vorstellungsgruppe *who fear to hurt their complexions* ganz in Worten ausgesprochen war, kam W. Besant die Verbindung (*she fears*) *to hurt her complexion* in den Sinn, und diese schnitt die erst genannte in der Mitte ab.

Das Resultat, obgleich dem Verfasser in dem Augenblicke zweifellos ganz natürlich und unbedenklich, ist uns hingegen auffällig und anstössig, da die Construction des Satzes ungewöhnlich ist. In vielen andern Fällen aber ist eine ähnliche Contamination ganz gebräuchlich; z. B. in der Wendung *I am friends with him*, ein Ausdruck, der sich aus den zwei Vorstellungsgruppen zusammensetzt: *I am friendly with him* und *We are friends* ²⁾.

Solche sprachlichen Bildungen wie die beiden letzt gegebenen Beispiele verwarf die ältere Grammatik mit dem Urteil, dass sie falsch seien. Da sie aber in jeder Sprache sehr häufig sind, muss man ihre Rechtmässigkeit doch anerkennen. Noch nach Jacob Grimm zwar hat Karl Ferdinand Becker versucht, die Sprache als den Ausdruck des logischen Denkens zu erklären und die Syntax auf rein logischen Grundlagen aufzubauen; und obgleich dies eigentlich nur ein Rückfall in den Irrtum der geschilderten unwissenschaftlichen Grammatiker vor Grimm war, hat er lange Zeit viele Anhänger gehabt, bis Hajjim Steinthal's Schrift *Grammatik, Logik und Psychologie* im Jahre 1855 diese Auffassung ein für alle Mal unmöglich machte.

¹⁾ Strong, Logeman, Wheeler, *Introduction*, etc. S. 147.

²⁾ Strong, Logeman and Wheeler, l. c. S. 148.

Mit diesen, wie ich mir wohl bewusst bin, höchst unvollständigen Ausführungen über die Fortschritte unserer wissenschaftlichen Erkenntnis von dem Wesen der Sprache und über die erweiterten Aufgaben des Sprachforschers muss ich mich für heute begnügen und gehe jetzt von der Grammatik zur Litteraturkunde über, bei deren Besprechung ich mich unter Benutzung der schon gegebenen Aufklärungen werde kürzer fassen können.

Die Erkenntnis, dass die Litteraturwerke nicht zufällig und rein willkürlich hervorgebracht werden, sondern dass ihre Entstehung abhängig ist von den Bedingungen der gesamten Kultur eines Volkes, und somit von den eigentümlichen geistigen Fähigkeiten desselben, durch die diese Kultur ja erzeugt wird, finden wir schon im vorigen Jahrhundert bei Herder¹⁾, der darin unter dem Einflusse von Johann Joachim's Winckelmann's bahnbrechender *Geschichte der alten Kunst* (1764) stand. Die Litteraturgeschichte wurde dadurch also zu einer Entwicklungsgeschichte eines Zweiges der allgemeinen Kultur. Diese Auffassung hat von Anfang an viel gethan, sie vor Einseitigkeit und engherziger Betrachtung zu behüten. Wenn ich mir daher der besseren Übersichtlichkeit wegen im Folgenden erlaube drei Teile oder Weisen der Forschung zu unterscheiden, so kann ich zuvor ausdrücklich hervorheben, dass die drei glücklicherweise in Wirklichkeit meist zusammen vereinigt worden sind.

Ich beginne mit der biographischen Forschung. Es handelt sich zunächst um die Feststellung der äusseren Thatsachen im Leben der Dichter; viele derselben sind für die Gestaltung ihrer Werke von grosser Bedeutung. Chaucer's italiänische Reisen haben der Entwicklung seiner Kunst eine ganz neue Richtung gegeben. Die Lebensumstände von Charles Dickens' Jugend spiegeln sich immer und immer wieder in seinen späteren Werken ab. So haben namentlich englische Gelehrte keine Mühe gescheut die Bibliotheken und Archive im ganzen Lande nach biographischen Nachrichten über ihre grossen und kleinen Dichter zu durchstöbern, und man kann getrost behaupten, dass es sich reichlich gelohnt hat. Beispielweise können wir uns jetzt, während man im vorigen Jahrhundert noch sehr wenig von Chaucer's und Skakespeare's Leben wusste, mit Hülfe zahlreicher seitdem ans Licht gezogener einfacher Thatsachen ein ziemlich genaues Bild davon entwerfen.

Ingleichen hat man all möglichen äusseren Zeugnisse aufgetrieben zur Festlegung der Abfassungszeit ihrer Werke, durch den Nachweis von Anspielungen auf kurzverflossene Ereignisse in den Werken selber,

¹⁾ Paul, *Grundriss*, S. 47.

oder von Erwähnungen dieser durch Zeitgenossen, und dergleichen mehr. Auch in dieser Hinsicht haben namentlich Engländer sich durch einen rastlosen Sammeleifer ausgezeichnet.

Es gilt aber zweitens, die Entstehung der Werke näher zu beleuchten und womöglich ihren Ursprung vollkommen zu erklären. Hierbei ist man zum Teil recht oberflächlich verfahren und hat sich mit einer blossen Beschreibung und äusserlichen Verbindung der litterarischen Erscheinungen begnügt, ohne den wahren Grund derselben zu untersuchen. Man hat die Quellen, woher dem Dichter sein Stoff geflossen ist, und die Vorbilder, wonach er ihn geformt, nachgewiesen; hat, um seine eignen Leistungen hervortreten zu lassen, die Übereinstimmungen und Abweichungen im Verlaufe der Handlung zwischen seiner Vorlage oder seinen Vorlagen und seinem eignen Werke gesondert, die Verschiedenheiten der Charactere aufgedeckt; man hat auf der formalen Seite die Silben im Verse gezählt, die Reime, Cäsuren und Enjambements zusammen gestellt, und vieles Ähnliche mehr. Diese hierauf beschränkte Betrachtungsweise, die in zahlreichen Monographien begegnet, erinnert an die etymologische Sprachvergleichung des Franciscus Junius oder Lambert ten Kate's, oder besten Falles, wenn sie die Form eines strengen Beweises hat, an die Franz Bopp's. Auch hier müssen wir uns aber, wie vorher für die Sprachgeschichte, vergegenwärtigen, dass die Entwicklung auch der Litteratur natürlich nur auf psychischem Gebiete vor sich gehen kann, und zwar ebenfalls nur in der Einzelseele. Um das Wesen und die Ursachen der Umgestaltungen des dichterischen Stoffes und der Form zu verstehen, müssen wir also in die complizierte Seelenthätigkeit des Dichters einzudringen suchen. Dies klingt beinahe trivial; aber dennoch hat man selten mit vollem Bewusstsein und allem Ernste die Forderung zu erfüllen getrachtet, und es ist in der That eine überaus schwierige, ja, wie wir leicht sehen werden, wiederum eine unendliche, unerfüllbare Aufgabe, die dem Philologen gestellt wird.

Was ist und wie arbeitet die dichterische Phantasie? Sie ist keine Kraft, die aus nichts etwas schaffen oder erfinden könnte; die aus einem unergründlichen Quell schöpfte, der nirgendswoher gespeist zu werden brauchte: oder was immer sonst die landläufige Vorstellung des Sachverhalts sei. Der Dichter ist vielmehr eng an den Umfang seiner Erfahrung gebunden, und man kann sagen, er vermag nicht mehr aus dem Brunnen herauszuholen, als er selbst vorher hineingefüllt hat. Freilich giesst er mehr und auch wesentlich was anderes hinein als der gewöhnliche Mensch.

Auch der Dichter wird natürlich nur mit gewissen seelischen Fähigkeiten geboren. Alle Vorstellungen, die ganze Summe seiner

Ideen aber muss er erst mit ihrer Hülfe aus seinen inneren und äusseren Erfahrungen bilden. Aus dem, was je in sein Bewusstsein tritt, speichert er einen grossen Schatz von Erinnerungen in der dunkeln Kammer des Unbewusstseins auf; dort bleibt alles in bestimmter Form, auf die mannichfachste Art unter sich associiert und organisiert, bewahrt, ähnlich wie wir dies von den sprachlichen Vorstellungen ausgeführt haben: Erinnerungen von Gesichtsbildern, Gehörsempfindungen, Gemütsbewegungen, körperlichen Bewegungen, Schmerz- und Lustgefühlen, das ganze Heer von Gedanken, u. s. w., u. s. w. Alle diese im Unbewussten schlummernden Erinnerungen können bei späterer äusserer oder innerer Veranlassung in der einen oder andern Verbindung wieder bewusst werden und können diesen Verbindungen entsprechend auch in höchst vielfältiger Weise auf einander wirken. Mit diesem Schatze ganz allmählich aufgespeicherter Erfahrungen, und nur damit, schaltet späterhin des Dichters Phantasie.

Nun tritt die Notwendigkeit einer möglichst vollständigen und sorgfältigen Feststellung und Untersuchung sämtlicher biographischen Elemente für die Litteraturgeschichtsschreibung klar vor die Augen. Die ganze Vielheit der Einflüsse, die die umgebende Natur und die menschliche Gesellschaft im privaten und öffentlichen Verkehr auf die Bildung der Dichterseele ausgeübt haben, so weit möglich muss im Einzelnen bestimmt werden. So hat man festgestellt, was Shakespeare für Kenntnisse von der Vogelwelt, den Insecten, den Blumen, der Medizin, der Jurisprudenz u. s. w. hatte. Am wichtigsten und zugleich am sichersten zu ermitteln sind die litterarischen Einwirkungen. ¹⁾ Eine streng chronologische Ordnung ist immer unerlässlich, da jede neue Erfahrung sich ja dem bisherigen Vorstellungsinhalt nicht einfach einfügt, sondern in ihrem ganzen Wesen von diesem mitbestimmt wird. Es macht, beispielsweise, einen sehr verschiedenen Eindruck, hinterlässt daher ein sehr verschiedenes Erinnerungsbild in der Seele zurück, ob ein ahnungsloser Sängling oder ein Familienvater voller Sorge um seine Angehörigen und seine Habe eine grosse Feuersbrunst erlebt; oder ob ein sechs- oder ein sechzehnjähriges Mädchen eine Liebesgeschichte liest.

Eine solche Untersuchung äusserer Einflüsse wird stets die Wahrheit des Wortes ergeben, auch für das grösste Genie, dass ein Jeder immer nur das Kind seiner Zeit ist. Und dass eine derartige Untersuchung nichts anderes ist als ein gründliches Studium der gesamten Kultur

¹⁾ Sieh Bernhard ten Brink, *Über die Aufgabe der Litteraturgeschichte*, 1891, S. 25 f.

jener Zeit, dass also der Litterarhistoriker auf allen Gebieten der Kulturentwicklung des betreffenden Volkes vollkommen zu Hause sein muss, will er seine Aufgabe erfüllen, braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. Die privaten, socialen, politischen Verhältnisse von Anfang bis zu Ende müssen ihm bekannt sein; die religiösen Bewegungen, die philosophischen und naturwissenschaftlichen Forschungen, die Geschmacksrichtungen, Vorurteile der verschiedenen Zeiten, und was sonst alles mitspielt. Es ist eine übermenschliche Forderung, und immer deutlicher sehen wir, dass unsere Einzelarbeit nur ein höchst bescheidenes Stückwerk ist und nichts anders sein kann, und dass nur ein einmütiges Zusammenwirken vieler uns langsam dem Ziele nahe bringen wird. Um so nötiger aber ist, dass sich Jeder der grossen gemeinsamen Aufgaben bewusst sei.

Wie viel wir alle, wie viel selbst ein Mann wie Shakespeare seiner Umgebung, seinen Vorgängern verdankt, kann man sich am besten klar machen, wenn man sich vorstellt, er sei in der Einsamkeit aufgewachsen, ohne irgend etwas von andern, nicht mal eine Sprache zu lernen. Wie weit wäre er da über das Lallen hinausgekommen! Und aus allen seinen genialen Fähigkeiten wäre so gut wie nichts geworden. Und nicht viel besser wäre es gewesen, wäre er unter primitiven Menschen aufgezogen und hätte nur an ihrer elenden Kultur sich bilden können.

Und dennoch, mag die Hülfe von Aussen auch noch so bedeutend sein, das Bestimmendste, Maassgebendste sind immer noch die individuellen, angeborenen Geisteskräfte des Dichters. Mit ihnen erwirbt er alle seine Vorstellungen; mit ihnen, die mit zunehmender Erfahrung erstarken, schafft er später seine Meisterwerke.

In der That nicht übernimmt ja der Dichter, oder kann überhaupt irgend Jemand irgend etwas Geistiges einfach von der Aussenwelt übernehmen; nicht den simpelsten Gedanken als solchen kann je, wie schon mal betont, eine Seele irgend woher empfangen. Wohl können wir das Trommelfell eines Andern in Bewegung setzen; aber diesen Erschütterungen hat er erst einen Sinn zu geben. Und so ist überhaupt keine Vorstellung in irgend welcher Seele, oder diese habe sie selber geformt, gemäss ihren eigentümlichen Kräften; und aus der Gesamtheit dieser eigentümlichen Vorstellungen bildet sich ein Jeder allmählich einen seinen individuellen Fähigkeiten entsprechenden, nach eignen Gesetzen thätigen psychischen Organismus. Wie verschieden muss der eines Dichters doch von dem eines nüchternen Alltagsmenschen sein!

Unsere Forschung muss nun also von dem Nachweis der Einflüsse

der umgebenden Natur und Kultur auf den Dichter fortschreiten zu einer Untersuchung und psychologischen Erklärung der Besonderheiten in der Neugestaltung, welche er jenen Einflüssen bei ihrer Aufnahme gegeben hat. Können wir diese finden, so erklärt sich mit ihrer Hülfe die Formgebung seiner Werke; denn so wie der Dichter die Welt anschaut, wie er die Erscheinungen in sich aufgenommen hat, so wird er sie uns nachher in ihrer poetischen Wiedergabe offenbaren.

Es ist die Aufgabe aber keine andere, als eine möglichst vollständige und genaue Schilderung seiner Persönlichkeit, all seiner psychischen Eigenschaften zu geben. Die Fähigkeiten seines Verstandes und seiner Einbildungskraft müssen analysiert und bestimmt werden, die Erregbarkeit seines Gemütes in aller Mannigfaltigkeit, die sittlichen und ästhetischen Instinkte; und alle diese Eigennhaften nicht bloss in ihrer ursprünglichsten, oder sozusagen allgemeinsten Form, sondern auch so wie sie sich allmählich mit der zunehmenden Erfahrung in dem Dichter entwickelt und definiert haben: Seine sittlichen und religiösen Überzeugungen müssen im Einzelnen in ihrer Entstehung aufgeklärt werden, ebenso seine Sympathien und Antipathien ¹⁾ in ihren verschiedenen Graden und Färbungen den verschiedenen Dingen, Personen und gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen gegenüber, seine Beurteilungsweisen, Gemütsstimmungen, und was sonst alles Eigentümliches bei ihm zu finden ist. Denn von all diesem hängt ebenso sehr die Bildung des Inhaltes ab, der neu in die Seele aufgenommen wird, wie die schöpferische Erneuerung desselben durch die Thätigkeit der Phantasie.

Natürlich bestehen die einzelnen Eigenschaften nicht für sich in der Seele; und daher muss ferner ihr Abhängigkeits- und Gleichgewichtsverhältnis untersucht und das Ganze zu dem Gesamtbilde einer Persönlichkeit vereinigt werden ²⁾. Erst darnach kann man mit der Hoffnung auf reichlichen Erfolg an die Erklärung der Werke schreiten.

Als Mittel der psychologischen Forschung stehen uns nur bei wenigen, neueren Schriftstellern Selbstbekenntnisse zu Gebote. Urteile von Zeitgenossen sind zwar etwas häufiger, aber weniger zuverlässig. Vorsichtige Kritik ist in beiden Fällen notwendig. Manchmal können wir mit einiger Sicherheit aus verbürgten Nachrichten über diese oder jene Thaten auf die Motive und den Character und die Urteilsfähigkeit einer Person schliessen. Doch lehrt z. B. ein Vergleich der widersprechendsten Ansichten, die von Biographen über mehrere wohlbekannte Handlungen Dryden's, Defoe's oder Swift's verfochten sind,

¹⁾ Wetz, *Ueber Litteraturgeschichte*, 1891, S. 33 ff.

²⁾ Wetz, *l. c.*, S. 37

wie unsicher und schwierig Schlüsse aus solchem Material sind. Die wichtigsten, besten, genauesten und meisten Resultate lassen sich immer, oder doch fast immer, aus den Werken der Schriftsteller selber ziehen. So viele von Shakespeare's Gestalten wären nicht geistreich, wenn er es selber nicht gewesen wäre. Oder, er motiviert die Entschlüsse seiner Personen selbstverständlich nach dem Maassstabe seiner eignen Auffassungsfähigkeit von den Lagen, in denen sich jene befinden, und nach der Meinung, die er sich im allgemeinen von der Handlungen der Menschen und im einzelnen Falle von der Willensrichtung eines bestimmten Characters gebildet hat. Dabei blickt auch gelegentlich dies oder jenes seines eignen Characters deutlich genug durch, end ebenso verrät sich der Umfang seiner bisherigen Erfahrung. Von besonderm Interesse sind z. B. in diezer Hinsicht seine Jugenddramen mit ihrer blinden Leidenschaftlichkeit; oder seine beide Epen durch die Wahl und die eigentümliche Behandlung ihres lüsternen Stoffes; oder die verschiedene Schilderung von Frauencharacteren in frühen und späten Dramen ¹⁾. Oder, um einen andern Autor heranzuziehen, ist in Defoe's *Compleat English Gentleman* ²⁾ verrätherisch, dass er bei der ausführlichen Darlegung des, was einen *gentleman* ausmache, immer nur von grossem Landbesitz und guter Schulbildung spricht, nie aber von Charaktereigenschaften.

Augenfälliger als bei einer Betrachtung der Werke eines Dichters allein bieten sich seine Eigentümlichkeiten dar bei einem Vergleich mit seinen Quellen und Vorbildern; oder auch mit Erzeugnissen solcher Schriftsteller, zu denen keinerlei oder keine unmittelbaren Beziehungen bestehen, indem Unterschiede in der Behandlung derselben oder doch vergleichbarer Probleme, z. B. bei Corneille und Shakespeare, die characterischen Eigenschaften auch der Dichterseelen hervorkehren ³⁾.

Hat man endlich die Persönlichkeit des Dichters, so weit es überhaupt möglich ist, festgestellt, so beginnt die Interpretation seiner Werke, und es wird seine Thätigkeit bei ihrer Abfassung aufgedeckt. Sehr hülffreich sind dabei etwaige Handschriften des Autors mit seinen Verbesserungen oder verschiedene Ausgaben seiner Werke, wie wir sie zwar nicht oft, aber doch in einigen Fällen, selbst aus der mittelenglischen Zeit besitzen. Immer bedarf der Forscher bei seiner Arbeit „einer sehr vielseitigen und starken Fähigkeit der Sympathie," ⁴⁾

¹⁾ Sieh Dowden, *Shakspeare, a Critical Study of his Mind and Art*; und W. Wetz, *Shakespeare vom Standpunkt der Vergleichenden Litteraturgeschichte*.

²⁾ Edited by Karl D. Bülbring, London 1890.

³⁾ Sieh darüber W. Wetz in seinem beiden schon angeführten Büchern.

⁴⁾ W. Wetz, *Bernhard ten Brink*, in der Strassburger Post vom 7. 2. 1892.

der Kraft, sich ganz in die Eigenart des Dichters einzuleben, um die schöpferische Thätigkeit desselben möglichst vollkommen zu erklären.

Unter allen psychischen Eigenschaften eines Dichters kommt aber eine in allen Fällen am meisten in Betracht, ist eine für die Schaffung seines Werkes immer von der grössten Bedeutung: das ist sein ästhetisches Gefühl. Auf diese Seite erübrigt daher noch besonders einzugehen.

Von vielen Litterarhistorikern ist sogar, unter ungebührlicher Vernachlässigung des Biographischen und Persönlichen, die Erörterung des Ästhetischen an den Litteraturwerken zur alleinigen Aufgabe gemacht worden. Wenngleich man anerkennen muss, dass diese Forscher die philologischen Aufgaben nach ihren weitesten Zielen aufgefasst haben, so kann man sich doch nicht verhehlen, dass fast alle leider dabei auf Irrwege geraten sind, auf denen der gedeihliche Fortgang der Forschung aufhört. Dies ist eine Schuld der metaphysischen und dialectischen Richtung der Philosophie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Man glaubte durch ein Deducieren von aprioristischen Begriffen alles erledigen zu können, und wollte so auch die litterarischen Erscheinungen in ein metaphysisches System zwingen, sie nach den philosophischen Axiomen einer fertig gemachten allgemeinen Schönheitslehre betrachten. Diese Bestrebungen mussten in einer endlosen Verwirrung enden, da über die Grundbegriffe keine Einigkeit herrschte. Es ist daher leicht begreiflich, dass sich aus der strengeren Wissenschaft bald Stimmen dagegen erhoben; zumal die philosophierende Ästhetik daneben vielfach Zeitungsschreibern und anderen Dilettanten in die Hände gefallen war, die in der oberflächlichsten Weise die Werke der Kunst nach ihren engherzigen, von ihnen für unfehlbar gehaltenen ästhetischen Grund- und Glaubenssätzen beurteilten, Lob und Tadel in reicher Meuge über den Künstler ausschütteten, je nachdem die gestrengen Richter ihre Theorien befolgt oder missachtet fanden. Dabei wurde nur zu häufig viel mehr Müssiges rein aus der eignen Phantasie aufgetischt, als Belehrung über die Dichterwerke geboten; und so ist es allmählich gekommen, dass der grösste Teil des verständigen Publicums heutzutage kein Zutrauen mehr zu der Erspriesslichkeit eines ästhetischen Studiums hat und es fast für das Beste hält, das Kunstwerk ohne jede Erläuterung auf sich wirken zu lassen.

Um so nötiger ist es, dass der Litterarhistoriker ernstlich bei sich zu Rate gehe, wie er diesem Misstrauen begegnen will. Und ich sehe keinen besseren und in der That keinen anderen möglichen Ausweg, als dass er sich von der modernen psychologischen Ästhetik belehren lasse, die nicht mehr dialectisch sondern empirisch verfährt. Seine

Betrachtungsweise wird daher, wie bei der Grammatik, auch hier eine analytische, psychologische und historische sein müssen.

Es ist zunächst wieder nicht zu umgehen, dass wir uns ein bedeutendes Maass von Belehrung bei den Psychologen holen. Der Unbelehrte hat zwar keinen Zweifel darüber, dass das Schöne und Hässliche; Tragische und Komische, Erhabene und Cynische in den Dingen und Handlungen selber liege, ihre Eigenschaft sei. Diesen Irrtum hat aber schon Kant klargelegt und gezeigt, dass alle jene Eigenschaften in Wirklichkeit vielmehr nur in unserer Seele vorhanden sind, nirgends anders als in der Erschütterung des geniessenden Geistes bestehen. Die neuere Psychologie hat dann überhaupt die Einheit der genannten ästhetischen Vorstellungen in Frage gestellt, und entweder die Möglichkeit einer Antwort darauf auf lange Zeit vertagt oder gar die Frage verneint. Jedenfalls haben die Untersuchungen Oerstedt's, Lotze's, Fechner's, Hogarth's, Alison's, Bain's, Spencer's und Anderer gezeigt, dass der ästhetische Genuss des Schönen, Erhabenen, Anmutigen u. s. w. auf wesentlich verschiedene Weise zu stande kommen kann, ¹⁾ und dass der Dichter auf alle drei von unseren Fähigkeiten, mittels deren wir überhaupt ästhetisch geniessen, zu gleicher Zeit zu wirken vermag. Daher setzt sich der Verlauf des künstlerischen Eindruckes eines Gedichtes auch stets aus ebenso vielen Aufeinanderfolgen verschiedener Momente zusammen; die dennoch aber nicht gesondert voneinander wirksam bleiben.

Da ist zunächst Rhythmus, Versmaass und Reim, die einen unmittelbaren Effect auf unsern Gehörsinn ausüben, grade wie die Musik im Sinne selber den Eindruck des Schönen, Anmutigen, u. s. w., hervorruft, oder wie die Schönheit symmetrischer mathematischer Figuren vom Organismus des Gesichtsinnes empfunden wird. Die Wirkung wird augenscheinlich erzielt durch eine wohlgefällige Gleichmässigkeit, eine regelmässige Abwechslung, gemessene Wiederkehr, wobei einfache oder doch bequem und deutlich wahrnehmbare Zahlenverhältnisse zu Grunde liegen. Auf den Gehörsinn direkt wirken auch die musikalischen Eigenschaften der Laute, die Modulation der Stimme und die wechselnde Stärke der Betonung.

Alles dieses gilt nicht bloss, im Falle das Gedicht wirklich recitiert wird; sondern auch beim stillen Lesen, nur dass im letztern Falle die Wirkung auf die Sinne erst durch eine geistige Erzeugung vermittelt associierter Erinnerungsbilder, und zwar natürlich in bedeutend schwächerem Maasse erfolgt.

¹⁾ Professor James Sully, in seinem Artikel *Aesthetics* in der *Encyclopaedia Britannica*, Ninth Edition.

Zweitens wird ein Teil des ästhetischen Genusses durch die intellectuelle Wahrnehmung und durch eine angenehm empfundene Aufeinanderfolge der Ideen hervorgerufen, die der Dichter durch die Worte in uns erweckt. So scheint uns der Stil des einen Schriftstellers leicht und angenehm dahin zu fließen; während der Gedankengang des andern uns stört und lästig wird. Dies Gebiet fällt also zusammen mit dem der rhetorischen Syntax; denn es handelt sich darum, welche Auswahl von Vorstellungen der Dichter in uns erzeugt, in welcher Reihenfolge und in welcher Verbindung ¹⁾).

Das wichtigste Moment für die Hervorbringung eines ästhetischen Genusses ist aber die Wirkung der durch die Sinnesempfindungen sowohl als auch durch die intellectuellen Vorstellungen wachgerufenen associierten Gemüthsempfindungen und Ideen. Wir haben schon gehört, das alle Erfahrungen der Seele in Gestalt eines lebendigen Organismus erhalten bleiben. Sehr anschaulich hat Fechner ²⁾ diesen Organismus von Vorstellungen und Gefühlen verglichen mit einem aufgespannten grossen Netze. Wird es an irgend einem Punkte angeschlagen, so erzittert das ganze Gewebe, und am stärksten die Punkte, die dem angeschlagenen am nächsten liegen und durch die stärksten und am meisten gespannten Fäden damit zusammenhängen. In einer solchen passenden Erschütterung des Gedächtnissinhaltes erhalten wir also die dritte Art der Hervorbringung eines ästhetischen Effectes.

Jeder von uns trägt so ein Gewebe von Vorstellungen und Gefühlen in unbewusster Form in sich; es ist die Erinnerung von seiner ganzen vorausgegangenen Lebenserfahrung, und bei Jedem ist es daher verschieden. Wird es bei der Lectüre eines Gedichtes oder bei dem Anhören eines Dramas bewegt, so erfolgt eine unendliche Mannigfaltigkeit von Erschütterungen; an Tausenden und Abertausenden von Punkten wird unsere Seele erregt, und dasselbe Gedicht erregt Jeden anders, da bei Jedem ein anderer Inhalt, und in anderer Verbindung, getroffen wird. Darum ist das Wort nur zu wahr, dass Niemand den Dichter vollkommen versteht, dass unser Verständnis im besten Falle ein annäherndes ist, und dass die Forschung nie aufhören kann. Und ferner auch, dass der Erklärer sich wohl hüten muss, dass er, wo er auslegen will, nicht etwa Fremdes unterlege.

Daraus erhellt wieder die Notwendigkeit, die Dichterseele selber aus ihren Werken in all ihren Einzelheiten und in ihrer Entwicklung zu bestimmen; auch das ästhetische Vermögen ist eine Eigenschaft, die aus schwachen Anfängen erst zu einer grossen Kraft erwächst.

¹⁾ Ten Brink, *Ueber die Aufgabe der Litteraturgeschichte*, S. 15f.

²⁾ *Vorschule der Aesthetik*, 1876, S. 111.

Wir müssen die Werke des Dichters also bis in die kleinsten ästhetischen Elemente auflösen und diese einzeln in ihrer Wirksamkeit prüfen; und namentlich sind die Elemente verschiedener Art (je nachdem sie auf die Sinnesorgane, den Verstand, oder das Gemüt wirken, direkt oder durch Association) zunächst getrennt von einander zu betrachten. In jedem einzelnen Werk sind sie besonders nachzuweisen; es ist ihr Maass und das Gleichgewicht ihrer Verwendung festzustellen; namentlich ist auch zu prüfen, ob die Wirkung der verschiedenen Elemente eine harmonische ist, ob die Stimmung bei allen von derselben Art ist, oder ob nicht etwa der Rhythmus und die Lautsymbolik, wie Ten Brink es passend nennt¹⁾, einen andern Eindruck hervorrufe als der Inhalt. Denn jeder Inhalt verlangt seine besondere Form; und all die Beziehungen zwischen beiden aufzudecken, zu zeigen, unter welchen Umständen in den einzelnen Fällen eine gleichmässige Wirkung zu stande komme, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der ästhetischen Forschung. Dann wird natürlich der reinste ästhetische Effect erzeugt, wenn sich die Sinnesempfindungen, Vorstellungen und Gemütsbewegungen während ihres ganzen Verlaufes vollkommen in ihrer Stimmung entsprechen. Und es ist festzustellen, in welchem Grade der Dichter die Fähigkeit zu solch einer einheitlichen ästhetischen Empfindung besitzt und wie er das spröde sprachliche Material damit zu beleben vermag.

Nach der Betrachtung der einzelnen Werke müssen sie alle mit einander verglichen werden. Da wird sich ergeben, dass mancher Dichter in der Jugend eine Vorliebe für die sinnlichen Wirkungen verrät, die sich später abschwächt. Ein anderer überwältigt uns mit seiner Gedankenfülle. Bei einem jeden wird sich auch mit der Zeit die Natur der Elemente verändern. Bezüglich der grössern oder geringern Einheitlichkeit der Wirkung werden Verschiedenheiten, hervortreten. Und es wird sich dann auch offenbaren, dass ein vernünftiger Zusammenhang in den Wandlungen besteht, der in der Entfaltung des Dichtergeistes seinen Grund hat. Eine Neigung nach bestimmter Richtung, ein fortschreitendes Wachsen seiner ästhetischen Fähigkeiten tritt hervor, und manchmal wird dies so merklich an den Werken sein, dass man ihre zeitliche Reihenfolge mit Hülfe einer solchen analytischen und vergleichenden ästhetischen Untersuchung mit ziemlicher Genauigkeit festlegen kann; wie dies für Shakespeare's Dramen vielfach versucht worden ist. Dass der Erfolg für diese heute noch kein vollkommener ist und die Resultate der einzelnen Forscher

¹⁾ Ueber die Aufgabe der Litteraturgeschichte S. 13.

gar oft erheblich von einander abweichen, liegt daran, dass die innigen Beziehungen zwischen Ideeninhalt und sprachlicher Ausdrucksform und ihre vollständige Abhängigkeit von einander entweder gar nicht oder nicht genügend gewürdigt sind, und dass noch keiner eine allseitige, gleichmässige und erschöpfende Untersuchung angestellt hat.

Die letzte Aufgabe der historischen Ästhetik wird dann sein die allgemeinen psychischen Ursachen der Entwicklung aufzufinden und ihre Gesetze aufzustellen.

In den Werken des Dichters können wir aber den ästhetischen Ideen, ihrer Wirksamkeit und ihrer Verwickelung nicht allein nachspüren ¹⁾; mit ihnen unlösbar verknüpft erscheint auch der übrige Ideenreichtum seiner Nation. Diesen Inhalt bringt der Künstler zu einem harmonischen Ausdruck, und keiner so vollständig als der Dichter, dem vor allen andern Künstlern das fähigste Material zu Gebote steht. In der That steht er mitten inne in der unermesslichen Entfaltung des Denkens, Fühlens und Schaffens seines Volkes. Nichts darin geschieht unabhängig von den übrigen Ereignissen. Die gesamte Kultur eines Volkes entspringt ja aus derselben psychischen Grundlage. Das Thätige bei ihrem Ausbau sind dieselben psychischen Einzelorganismen. Durch ihre vereinte Wirksamkeit werden die privaten, socialen und politischen Einrichtungen geschaffen, werden die sittlichen, künstlerischen und philosophischen Ideen entwickelt. Die litterarischen Erscheinungen sind nur Äusserungen einer Art aus denselben nach allen Richtungen hin thätigen Geistern. Jede Thätigkeit hinterlässt ihre Wirkung auch in der handelnden Seele zurück, gestaltet sie um. Auch die Dichter dichten nicht bloss; auch sie formen die privaten, socialen und politischen Verhältnisse mit. Namentlich in den Anfängen einer Kulturentwicklung sind die Menschen allseitig und gleichmässig thätig. So sehen wir immer deutlicher, dass wirklich genommen die Aufgabe des Sprach- und Litterarhistorikers keine selbständige ist, dass sie gar nur eine falsche Fragestellung ist; denn einen rein sprachlichen und litterarischen Geist, eine rein sprachliche und litterarische Entwicklung giebt es nicht. Wir müssen also, um unseren Irrtum zu korrigieren, unsere Aufgabe allgemeiner fassen und uns immer als letztes Ziel vorhalten, dass wir nicht eine Sprach- und Litteraturgeschichte, sondern eine Kulturgeschichte zu schreiben haben, eine historische Darstellung der einheitlichen Entwicklung aller Seiten des nationalen Lebens.

Zu dieser Erkenntnis ist die klassische Philologie schon im 18. Jahrhundert gelangt und ist seitdem allmählich zu einer allgemeinen

¹⁾ Ten Brink, *Ueber die Aufgabe der Litteraturgeschichte*, S. 20.

Altertumswissenschaft ausgebaut worden. Auch die deutsche und englische Philologie hat die Notwendigkeit anerkannt, obgleich die unendliche Vielseitigkeit des modernen Lebens die Aufgabe ungleich schwieriger macht. Es ist zwar dagegen ins Feld geführt worden, dass die gewaltig zunehmenden internationalen Wechselwirkungen in der neueren Zeit nicht gestatteten, von einer englischen, deutschen oder französischen Kultur zu sprechn, da es nur éine moderne Kultur gebe. Dieser Einwand beseitigt aber die aufgestellte Aufgabe in ihrer Art nicht; würde vielmehr nur dazu zwingen, sie noch weiter auszu-dehnen und statt einer englischen Kulturgeschichte u. s. w. eine all-gemeine occidentalische Kulturgeschichte zu verlangen. Diese dürfte sich aber dennoch sehr deutlich nach den Nationen spalten, da die Volkscharaktere bis auf den heutigen Tag scharf genug unterschieden sind und darum auch ihre Kulturen sich in besondern Formen entwickeln.

Bis heute hat keine Philologie ihr hohes Ziel wirklich erreicht; ja, es ist uns klar geworden, dass wir es nie ganz erreichen werden. Zu welch grossartigen Leistungen aber dieses ferne winkende Ziel führen kann, das hat uns auf dem Gebiete der englischen Philologie am besten ein Niederländer gezeigt, der freilich nicht in seinem Vaterlande gewirkt hat: Bernhard ten Brink, der erste Professor der englischen Philologie in Deutschland, dessen Geschichte der englischen Litteratur auch in ihrer unvollendeten Gestalt mit zu den allerbesten litterarischen Werken überhaupt zählt.

Auch bei seinen Landsleuten muss dieses Meisterwerk des leider zu früh verstorbenen Gelehrten weit bekannt sein, und es muss bei Manchem eine Liebe zu dem würdigen Gegenstand erweckt oder gestärkt haben, den ich die Auszeichnung habe in Zukunft an dieser Hochschule zu behandeln. Selbst mit meinen besten Bemühungen zwar, so muss ich mit Bedauern bekennen, wird es mir nicht gelingen, dem grossen Beispiel nahe zu kommen.

Hochgeehrte Herren Curatoren dieser Universität! Sie haben mich mit Ihrem Vertrauen geehrt, als Sie meine Berufung bei der Königlich-Regierung erwirkten. Sie haben heute gehört, dass ich mir die Schwierigkeiten meiner Aufgabe nicht verhehle und dass ich die Unzulänglichkeiten meiner Kräfte fühle. Vollkommen erkenne ich, dass Sie mit Ihrem Zutrauen zu mir über das Maass hinaus gegangen sind, welches die Kenntnis von meinen seitherigen Leistungen Ihnen besten Falles geben konnte. Um so grösser ist meine Dankbarkeit, und um so ernstlicher und eifriger wird mein Streben sein ihr Vertrauen durch meine zukünftige Thätigkeit zu rechtfertigen. Für die Erfüllung meiner Pflichten wird mir Ihr dauerndes Wohlwollen unentbehrlich sein; in

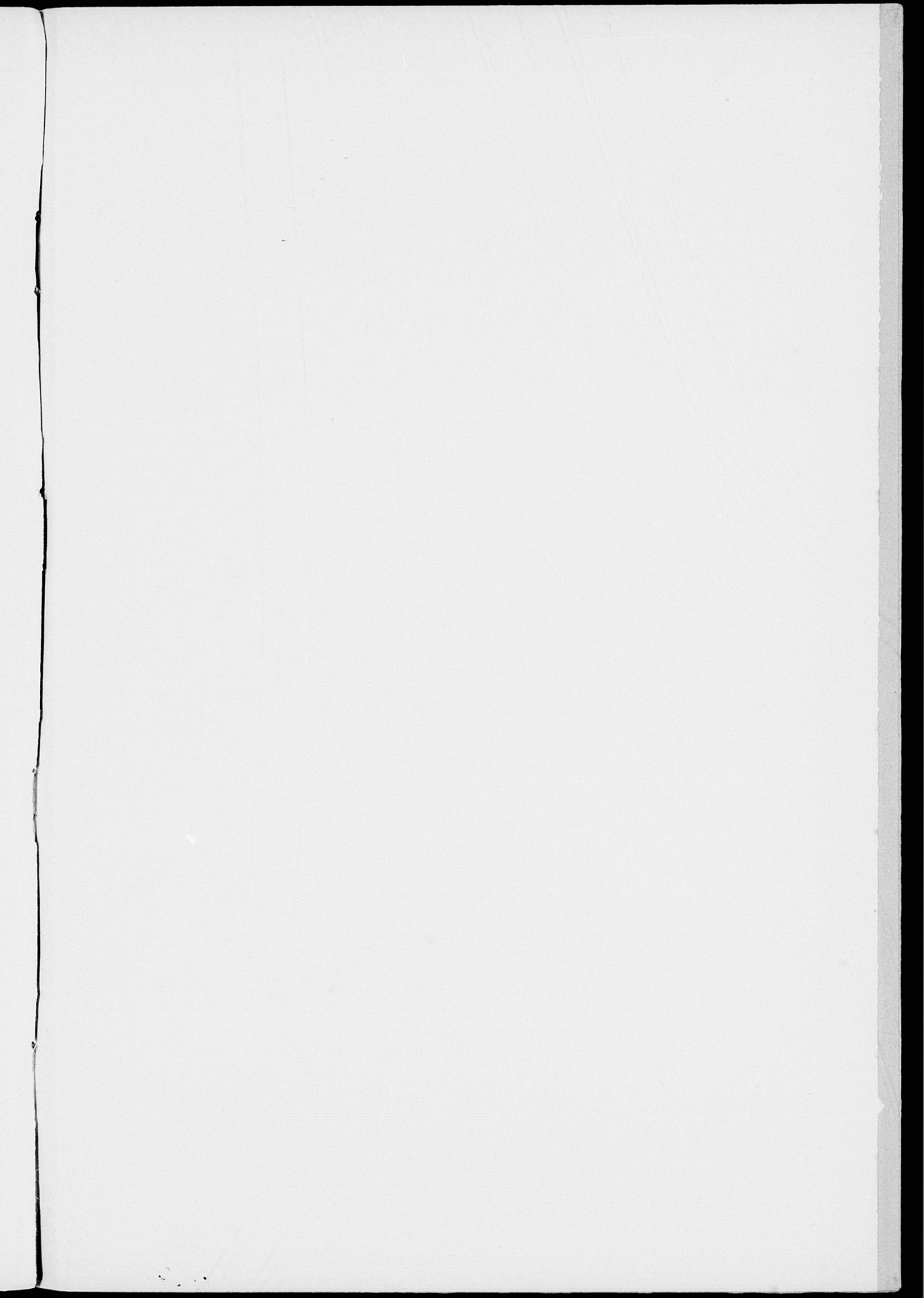
welcher Gestalt zunächst, habe ist mir erlaubt bereits anzudeuten. Ich komme aus einem andern Lande, ich will nicht sagen aus einem fremden; aber fremd sind mir noch die Verhältnisse, in die ich mich hier zu gewöhnen habe. Seien Sie versichert, dass ich mich auch redlich bemühen werde, den besonderen Anforderungen zu genügen, die hier an mich herantreten werden. Sollte ich ab und zu fehlgreifen, so hoffe ich auf gütige Nachsicht und Geduld.

Auch Ihnen, hochgeehrter Herr Secretär, möchte ich hier öffentlich meinen herzlichen Dank aussprechen für das freundliche Entgegenkommen, das Sie mir schon gezeigt haben, und ich empfehle mich auch fernerhin Ihrer wohlgeschätzten Geneigtheit.

Hochgelehrte Herren Professoren dieser Universität! Ich habe aus meinen Ausführungen über meine Wissenschaft, glaube ich, hinreichend hervorleuchten lassen, dass ich nicht beabsichtige mein Gebiet mit einseitiger Selbstgenügsamkeit und kleinlicher Beschränkung zu bearbeiten; dass ich die unvermeidliche Notwendigkeit anerkenne aus den nahe verwandten Wissenschaften Belehrung in beträchtlichem Umfange zu holen; und dass ich die Überzeugung pflege, dass ich mit meinen bescheidenen Bemühungen auf meinem Gebiet nur an grösseren, umfassenderen Aufgaben mitwirke. Und wem von Ihnen ginge es anders! Alle Wissenschaften umschlingt ein Band; wir alle trachten nach Befriedigung des menschlichen Verlangens nach Erkenntnis. Auf verschiedene Weise sind wir thätig, und arbeiten mit verschiedenem Material; aber unsere Wege kreuzen sich oft und sind mannichfach mit einander verschlungen. Und zuletzt, hoffen wir, werden sich die Ergebnisse unserer Mühen in einer einzigen allgemeinen Wissenschaft vereinigen lassen. Unter wissenschaftlichen Forschern bestehen nicht die Scheidungen der Nationen. Eine erquickende Aufnahme habe ich bereits von mehreren Kollegen gefunden, und ich darf hoffen, dass, wie ich Ihnen Allen näher trete, Gefühle der Freundschaft zwischen uns aufspringen werden. Um so vertrauensvoller werde ich dann Rat bei Ihnen holen dürfen, um so reichlicher werden Sie mir von Ihrer Gelehrsamkeit und reiferen Erfahrung mitteilen. Und die Aufgabe, an die ich für mich allein hierher gestellt nur mit Verzagen herantreten würde, kann ich im Vertrauen auf Ihr Entgegenkommen und Ihre Unterstützung mit Aussicht auf lohnenden Erfolg unternehmen.

Auch von Ihnen, verehrte Herren Studenten dieser Universität, versehe ich mich freundlicher Gesinnungen. Es war mir eine grosse Freude, aus Ihrer Mitte schon in der Ferne zu meiner Ernennung beglückwünscht zu werden. Seien Sie versichert, dass es mein lebhafter Wunsch ist, Ihren Erwartungen zu entsprechen. Zwar kenne

ich bis jetzt weder das Eigentümliche Ihrer Anschauungen und Gewohnheiten, noch weiss ich genau, auf welche Bedürfnisse alle ich werde Rücksicht zu nehmen haben. Sie werden daher vielleicht häufig den Ausländer in mir entschuldigen müssen. Doch werde ich Allen dankbar sein, die mir eine Annäherung erleichtern und mein besseres Verständnis der hiesigen Verhältnisse fördern. Aus der Mitte einer gedeihlichen Wirksamkeit in Heidelberg komme ich hierher, und werde meinen Weg hier unsicher tastend suchen müssen. Es liegt zum Teil auch in Ihrer Hand, ob es mir bald gelingen wird den richtigen zu finden, und meine Kräfte erspriesslich anzuwenden. Lassen Sie uns unseren guten Willen vereinigen, und der gute Erfolg wird nicht fehlen.





9

